

**Jenny Adams, Nancy Mason Bradbury (ed.), Medieval Women and Their Objects, Ann Arbor, MI (University of Michigan Press) 2017, X–294 p., 19 fig., ISBN 978-0-472-13014-6, USD 70,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Beate Schuster, Straßburg**

Der Titel des Carolyn P. Collette gewidmeten Bandes verspricht mehr als der Inhalt hält. Statt auf das gesamte Mittelalter beziehen sich die Beiträge ausschließlich auf die spätmittelalterliche englische und französische Hof- bzw. Adelskultur. Dabei liegt ein deutlicher Schwerpunkt auf der Literatur und hier vornehmlich auf Chaucer. Sechs der elf Autorinnen und Autoren nehmen seine Werke als Grundlage oder leisten einen Beitrag zu ihrer Interpretation. Zwei beschäftigen sich mit der Geschichtsschreibung und zwei gehen von Handschriften aus. Lynn Staley misst den in Briefen, Chroniken und Gedichten der englischen Königin Anne von Böhmen zugeschriebenen Handlungsspielraum aus, Nadia Margolis weist eine reliquiarähnliche Struktur der von Christine de Pizan verfassten Biografie Karls V. nach, Jill C. Havens untersucht die sich wandelnde Bedeutung eines für Mary von Bohun angefertigten englischen Psalters und Jocelyn Wogan-Browne erschließt die spirituelle Botschaft einer französischsprachigen Handschrift aus dem Besitz der englischen Gräfin Elizabeth de Vere. Nur eine einzige Arbeit geht nicht von einem Text aus: In ihr rekonstruiert und untersucht Michael T. Davis die Architektur des inzwischen zerstörten Collège de Navarre in Paris.

Wie bei vielen Festschriften gibt es keine echte methodische Einheit. Zwar versuchen die Herausgeber, den Band in den Rahmen der Diskussion über die mittelalterliche Objektwahrnehmung einzuschreiben, aber für das Erkenntnisinteresse der meisten Autoren spielt dieser Zusammenhang kaum eine Rolle. Auch die theorielastige Einteilung in drei Teile, zum einen Arbeiten über Frauen und ihren Gebrauch von Dingen in der Literatur, zum anderen solche über den Gebrauch von Texten für sich als auch als »Objekte und Mechanismen zur Definition anderer Objekte« (sic!) und schließlich Beiträge über die Objektivierung des weiblichen Körpers, ist im Hinblick auf die Inhalte der zugeordneten Beiträge nicht immer nachvollziehbar.

Ihrem Ansatz nach sind die meisten Arbeiten klassische literatur- bzw. kunstwissenschaftliche Studien, die von einem Werk und seiner Intertextualität bzw. seinem Bezug zu anderen Kunstwerken ausgehen, um neue Bedeutungsebenen zu erschließen. Manche Anspielungen auf (nicht im Band enthaltene) Bilder und klassische lateinische Texte sowie die gesamte Studie Robert R. Edwards zum Abschluss des »Roman de la Rose« sind so eng auf ein literaturwissenschaftliches Fachpublikum zugeschnitten, dass es für Nichtspezialisten schwer wird, die Argumentation nachzuvollziehen. Zwar sind durchgehend Frauen Ansatzpunkt der Untersuchungen, aber der Horizont und das Erkenntnisinteresse der Autoren und Autorinnen entspricht nicht dem, was von einer fächerübergreifenden, Geschichts- und Literaturwissenschaft verbindenden Frauen- bzw. Geschlechterforschung zu erwarten wäre.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die Chaucerstudien zeigen die doppeldeutige Hintergründigkeit der Geschichten und machen eine bewusste Positionierung dieses Autors innerhalb eines Spannungsfeldes von frauenfreundlichen und frauenfeindlichen, aber auch kirchenkritischen und kirchenfreundlichen Traditionen glaubhaft. Die Studie der Handschrift *Mary of Bohuns* sensibilisiert für die sich wandelnde Bedeutung eines Buchs im Laufe seiner Überlieferung und die Untersuchung des Bandes von Elisabeth de Vere belegt die Prägung des englischen Adels durch die französische Kultur. Und zählt eine Auseinandersetzung mit der Struktur von Christine de Pizans Biografie Karls V. wirklich automatisch zur Frauengeschichte? Nach vierzig Jahren Christine de Pizan-Forschung scheint eine Zuordnung zur Geschichte der Geschichtsschreibung sinnvoller, zumal ein Vergleich mit Jean de Joinvilles »*Vie de saint Louis*« die postulierte Einzigartigkeit des Werks erheblich relativieren würde.

Überzogene Wertungen wie diese, die auf das Bemühen zurückgehen, weibliche Leistungen bzw. Handlungsbeschränkungen hervorzuheben, schaden der Glaubwürdigkeit der Untersuchungen. Statt die Beschränkung der Königinnenrolle oder die eingeschränkte Rechtsfähigkeit von Frauen zu konstatieren, um darauf aufbauend den Frauen verbleibenden Handlungsspielraum auszuloten, wird weibliche Agency eingefordert und die Objektivierung beklagt oder umgekehrt wird dem lange nach dem Tod der Stifterin Johanna von Navarra errichteten Collège de Navarre eine persönliche, frauenspezifische Qualität zugeschrieben, die im Grunde unbeweisbar ist. Auch die von Jenny Adams postulierte Geschlechtsumwandlung der Schachfigur der Königin und der ihr damit verbleibende Transgendereffekt nach dem Tausch eines am Brettende angekommenen Bauers zu einer Dame bleibt ohne eine ausreichend explizite Textbasis eine Behauptung. Gegenargumente mit einem »trotzdem« abzutun (vgl. Anm. 15), genügt nicht. Natürlich ist es legitim, aus der Jetztzeit geborene Fragestellungen an die Vergangenheit heranzutragen, aber auch die Gender- und Transgenderforschung unterliegt einer hermeneutischen Beweisspflicht, zu der der Vergleich mit ähnlichen, von Männern verfassten Werken gehört.

Ein mit der kompensatorischen bzw. Opferperspektive eng verbundenes methodisches Problem liegt in der Beschränkung des Blickfelds auf Frauen, als ob allein weibliches Verhalten rollengebunden wäre und nur weibliche Körper objektiviert würden. Dass dem nicht so ist, zeigt das von Susanna Fein aufgearbeitete Fabliau »*Les quatre souhaits de saint Martin*«. Es berichtet von einer Bauersfrau, die einen ihrem Mann vom heiligen Martin gewährten Wunsch dazu nutzt, sich eine Vermehrung seines Penis zu wünschen, woraufhin dieser in einer Art Retourkutsche die Vagina seiner Frau multiplizieren lässt. Dass damit der männliche wie der weibliche Körper objektiviert werden, steht der Logik des Bandes, eine solche Reduzierung nur auf Frauen zu beziehen, entgegen. Die Ausrichtung der Interpretation dieser Geschichte auf ein besseres Verständnis von Chaucers Figur »*Wife of Bath*« ist daher aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive zu bedauern. Hier und in einigen anderen Studien kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte lediglich als Aufhänger fungiert, der die Vermarktung der Arbeiten bzw. des Bandes erleichtern soll.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Brian Ayers, The German Ocean. Medieval Europe Around the North Sea, Sheffield (Equinox Publishing) 2016, XXII–268 p., 4 maps, 93 col. and b/w fig. (Studies in the Archaeology of Medieval Europe), ISBN 978-1-904768-49-4, GBP 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Oliver Auge, Kiel**

Die Geschichte der Meere rückt in jüngster Zeit verstärkt in den Fokus historischer Forschung. So legte 2011 Michael North eine »Geschichte der Ostsee« mit dem Untertitel »Handel und Kulturen« vor<sup>1</sup>. Olaf Mörke veröffentlichte 2015 unter der Überschrift »Die Geschwistermeere« eine Geschichte des Nord- und Ostseeraumes<sup>2</sup>. 2016 folgte, um ein letztes Beispiel anzuführen, ein von Michael Borgolte und Nikolaus Jaspert herausgegebener Tagungsband zum Thema »Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume«<sup>3</sup>. Im selben Jahr 2016 steuerte indes auch Brian Ayers, seines Zeichens Archäologe und Forschungsstipendiat sowie außerordentlicher Professor an der University of East Anglia (UEA) in Norwich, mit seinem Buch »The German Ocean. Medieval Europe around the North Sea« im Rahmen der Publikationsreihe »Studies in the Archaeology of Medieval Europe« einen fundierten Beitrag zum derzeitigen Forschungsdiskurs über die Geschichte der Meere bei, der im Folgenden besprochen werden soll. Wie die Profession des Autors und die wissenschaftliche Reihe, in der der betreffende Band erschien, andeuten, geht es dabei nicht um eine in erster Linie historische Annäherung an das maritime Thema, sondern um eine archäologische Sichtung des betreffenden Forschungsstandes. Der erste Satz von Ayers' Einleitung verdeutlicht zudem, dass in seinem Buch zuvorderst nicht die genuine Geschichte der früher als »Deutsches Meer« (*German Ocean*) bezeichneten Nordsee berührt wird, sondern die Nordsee-Region und die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen jener Gemeinschaften, die in der mittelalterlichen Epoche diese Region bewohnten (S. 1). Das hat Ayers' Buch gewissermaßen mit den anderen genannten Veröffentlichungen gemeinsam: Meeresgeschichte bedeutet jeweils eine Spielart der (globalen) Kommunikationsgeschichte. Es geht grundsätzlich und auch im Fall dieser archäologisch ausgerichteten Betrachtung der Nordseeregion, wie die Einleitung weiter offenbart, um Kontakt, Interaktion und Austausch zwischen Menschen aus Ländern und Kommunen, die mehr oder minder nah an den Meeresküsten gelegen waren.

Auf ein Verzeichnis der Karten (S. VIII) und Abbildungen (S. IX–XI), eine Danksagung (S. XIII–XV), den Kartenteil (S. XVIII–XXI) und die bereits erwähnte Einleitung (S. 1–5) folgt eine auf den ersten



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand

<sup>1</sup> Michael North, *Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen*, München 2011.

<sup>2</sup> Olaf Mörke, *Die Geschwistermeere. Eine Geschichte des Nord- und Ostseeraumes*, Stuttgart 2015.

<sup>3</sup> Michael Borgolte, Nikolaus Jaspert (Hg.), *Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume*, Ostfildern 2016 (Vorträge und Forschungen, 83).

Blick geradezu schlicht-klassische Gliederung des darstellenden Teils nach Jahrhunderten, beginnend mit dem ersten, grundlegenden Kapitel, das auf die Region um 1100 eingeht (S. 7–32). Doch schon die Überschrift zum zweiten Kapitel, welches das 12. und 13. Jahrhundert gemeinsam in den Mittelpunkt stellt (S. 33–70), zeigt, dass der Verfasser über seine rein chronologische Anordnung hinausgehend auch eine strukturelle Gliederung verfolgt. Denn sie greift zugleich das Stichwort der Konsolidierung auf. Kapitel 3 beschreibt das 14. Jahrhundert parallel als eine Zeit wachsenden Wohlstands bei gleichzeitiger Zunahme der Sachzwänge (S. 71–110). Das 15. Jahrhundert wird im folgenden Kapitel 4 als eine Phase weiterer Differenzierung gewertet (S. 111–146). Ausnahmsweise losgelöst von der Chronologie handelt das fünfte Kapitel sodann vom Einfluss der Kaufleute (S. 147–180), wohingegen das sechste und letzte Kapitel wieder in den üblichen Rahmen zurückkehrt und das 16. Jahrhundert unter dem Stichwort der (Entdeckung der) neuen Welt zusammenfasst (S. 181–198). Dem darstellenden Teil folgen ein Anmerkungsapparat (S. 199–222), ein Verzeichnis der verwendeten Literatur (S. 223–250) sowie ein jeweils ausführlich gehaltenes Sach- und ein Ortsregister (S. 251–258 bzw. S. 259–268).

Die Lektüre des Bandes hinterlässt beim Leser einen durchweg positiven Eindruck: Das Buch ist, wie angeführt, übersichtlich gegliedert, zudem hinreichend anschaulich illustriert und weitgehend gründlich redigiert – sieht man einmal von vereinzelten (Tipp-?)Fehlern ab wie »Rundholt« statt richtig »Rungholt« (auf S. 71 sowie im Register auf S. 266). Die Belegdichte im darstellenden Teil ist erfreulich hoch, und die Belege sind ausweislich der Bibliografie auf einem höchst aktuellen Stand. Im Übrigen findet sich unter den zahlreichen zitierten Titeln nicht nur archäologische Literatur wieder, sondern auch eine Fülle an Beiträgen, für deren Autorenschaft die Historikerzunft verantwortlich zeichnet. Damit ist im Prinzip schon gesagt, dass ein großer Vorzug des in seiner Gesamtheit verständlich geschriebenen Bandes darin besteht, dass er, wiewohl aus einem betontermaßen archäologischen Blickwinkel heraus geschrieben, vielerlei inter- oder transdisziplinäre Brücken zu anderen Forschungszweigen, insbesondere aber zur Geschichtswissenschaft schlägt. Das ist gewiss der große Vorzug des Buches: Ayers' Text mit seinem fachspezifischen Blickwinkel auf urbane Zentren, Gebäude und Verkehrswege kann so historische Herangehensweisen im Bereich der Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- oder eben Kommunikationsgeschichte in synergetischer Weise ergänzen. Dies vermag der Band umso mehr zu leisten, als Ayers einen sehr weiten Regionsbegriff verwendet, was sich freilich von der Sache her sehr gut begründen lässt. Seine Fokussierung auf Kommunikation, Vernetzung und Austausch erklärt, warum Göttingen und Siegburg oder – besonders markant – Nowgorod in einem Buch zur Geschichte der Nordsee Erwähnung finden. Orte wie die eben genannten lassen sich nämlich als nicht zu vernachlässigendes »Hinterland« der Nordsee-Region begreifen.

Der Autor erweist sich, wie seine Literaturauswahl bereits nahelegt, auf jeder Buchseite in souveräner Weise und stets erfrischend unaufgeregt auf dem neuesten Stand der Forschung. Das veranschaulicht etwa sein knapp gehaltener Hinweis auf die jüngsten Ausgrabungen im Gründungsviertel der Stadt Lübeck, die einen Treppenabgang aus Backstein, der zu einem aus Holz gebauten Keller führte, zu Tage förderten (S. 59). Diese frühe wirklich »profane« Nutzung des neuen Baustoffs Backstein widerspricht älteren Theorien, er sei zu jener Zeit vor



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

allen herrschaftlicher oder kirchlicher Architektur vorbehalten gewesen, und lässt sogleich nach den Verbindungslinien fragen. Wiederum sind Kommunikation und Austausch die dahinter stehenden, passenden Stichworte.

In weiten Teilen kann Ayers' Buch als eine Geschichte der Hanse (im Nordseeraum) gelesen werden, was in der Natur der Sache liegt. Doch bringt der Autor durch seine andere, auf die Nordseeregion ausgerichtete, archäologische Perspektive immer wieder auch neue Blickwinkel ein, die in der Summe ein stimmiges Gesamtbild erbringen, das über hansische Kontexte hinausgeht. In diesem Sinne würde man sich gern die Fortschreibung seines Ansatzes für die Zeit vor 1100 bzw. ab dem 17. Jahrhundert wünschen. Für beide Phasen wüsste die Archäologie gewiss ebenfalls Wichtiges zur Erkenntnis von Kontakt, Vernetzung und Austausch zwischen den Menschen in der Nordsee-Region beizusteuern.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2018.1.45538](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45538)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Nora Berend, Youna Hameau-Masset, Capucine Nemo-Pekelman, John Tolan (ed.), Religious Minorities in Christian, Jewish and Muslim Law (5th–15th Centuries), Turnhout (Brepols) 2016, 454 p., 7 fig. (Religion and Law in Medieval Christian and Muslim Societies, 8), ISBN 978-2-503-56571-2, EUR 85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Valérien Dominique, Lyon**

Ce 8<sup>e</sup> volume de la série »Religion and Law in Medieval Christian and Muslim Societies«, créée dans le cadre du projet ERC »Relmin« coordonné par John Tolan, est le résultat du colloque final d'un programme riche qui a associé des chercheurs spécialistes des mondes chrétiens et musulmans et du judaïsme, et notamment plusieurs jeunes doctorants et post-doctorants, dont il faut souligner ici l'excellente intégration dans le programme et dans l'élaboration collective de ce volume. Certaines des contributions s'appuient en partie sur la base de données qui a mis à disposition des historiens, sur la [plateforme Telma](#), un corpus important de textes sur les minorités religieuses en hébreu, arabe et langues latines, édités et traduits.

L'attention dans ce volume est portée plus particulièrement sur les sources juridiques et sur la question de la construction de normes encadrant le statut des minorités religieuses. La perspective repose sur une double exigence de contextualisation et de comparaison entre mondes chrétiens et musulmans. Si certains terrains sont plus privilégiés, notamment la péninsule Ibérique, des contributions concernent également d'autres régions, du Proche et Moyen Orient à l'Angleterre en passant par l'Italie, l'Allemagne ou les États latins de Syrie-Palestine, permettant de comparer des législations propres à des espaces de contact avec d'autres régions.

Le livre est organisé en deux temps. D'abord quatre articles abordant de manière générale la question du droit des minorités religieuses au Moyen Âge, et la définition de leur statut légal, en adoptant les points de vue juifs, musulmans et chrétiens. L'analyse de la construction de ces normes montre l'importance des textes sacrés, bases souvent de la législation, mais aussi de la jurisprudence qui permet d'adapter la réflexion aux évolutions du contexte.

Talya Fishman réfléchit ainsi sur la part, dans le judaïsme et en contexte islamique, des textes sacrés fondateurs de la Loi dans la réflexion des rabbins. Anver M. Emon, après un utile survol historiographique de la question des *dhimmîs*, confronte de même les principes fondateurs de la *dhimma* avec les solutions apportées par les juristes à des problèmes spécifiques, montrant qu'elle est un instrument politique à la fois d'intégration et de marginalisation. Jonathan Brown, à travers le cas de la polygamie et de l'esclavage, interroge également, sur le temps long, le processus de production du droit, montrant la part importante de l'interprétation en contexte et de la pratique des juristes et des juges. Enfin c'est à l'Occident latin qu'est consacré le dernier texte de Ken Pennington, qui met en lumière le moment important que représente le XII<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> siècle dans la production du droit à partir de traditions



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](#)

diverses et dans un contexte de renaissance du droit romain mais aussi de développement du droit canon.

Ces quatre textes introductifs éclairent les 17 cas d'études présentés dans le reste du volume, qui interrogent successivement la question de la ségrégation spatiale, des frontières communautaires et de leur transgression et de la pratique de la justice, montrant ainsi la grande diversité des situations selon les contextes et permettant des comparaisons.

À travers ces trois questions, c'est le fondement et le sens de la notion de minorité religieuse dans les sociétés médiévales qui sont interrogés. La justification théorique de la ségrégation, notamment par les autorités religieuses, s'appuie sur la crainte des influences sur la foi et des conversions, sur des questions de pureté, souvent rappelées dans la littérature juridique, comme sur un imaginaire collectif nourri par des théories du complot. Mais elle participe également de la construction d'un discours sur le groupe majoritaire, en établissant par le droit des frontières communautaires et des hiérarchies sociales qui en assurent la domination autant que l'unité.

L'appartenance religieuse constitue en effet un signe majeur d'appartenance sociale et un critère de distinction juridique, et le statut de minorité est donc défini par les textes normatifs qui fixent des obligations spécifiques (fiscales, vestimentaires, de résidence, juridiques et judiciaires, etc.). Celles-ci visent à la fois à l'affirmation d'une infériorité juridique, à l'établissement de frontières et de ségrégations entre les groupes religieux, mais aussi à la protection de ces communautés minoritaires.

Ces normes s'entrecroisent cependant avec d'autres formes d'appartenance, et notamment avec le droit des étrangers: alors qu'une distinction peut être faite entre les juifs locaux et étrangers, les premiers peuvent se voir reconnu le statut de citoyen d'une ville, distinction qui vaut aussi en Islam entre *dhimmîs*, appartenant pleinement au Dâr al-Islâm, et *harbîs*. De même, certaines restrictions qui leur sont imposées peuvent être partagées avec d'autres minorités juridiques, comme les femmes ou les esclaves, notamment dans les procédures judiciaires et la valeur des témoignages.

Cette diversité est d'abord le résultat de la pluralité des acteurs de production de la norme, à la fois dans le groupe dominant (au sein de l'Église et, plus largement, de la chrétienté, avec une intervention des pouvoirs politiques, ou en Islam à travers les écoles juridiques), mais aussi en raison de la part de coproduction et de négociation de la norme avec les groupes minoritaires qui prennent en considération des intérêts communs et parfois des fondements juridiques partagés. La question du pluralisme normatif, propre aux sociétés médiévales, est à cet égard essentielle, et la comparaison des normes permet de voir des influences réciproques, par exemple avec la diffusion du modèle des *dhimmîs* dans les terres d'Islam conquises par les chrétiens, mais aussi la contribution de la minorité juive à la production de la norme, par le pouvoir en Autriche au milieu du XIII<sup>e</sup> siècle, sur les contrats de commerce et le prêt d'argent, au carrefour des traditions normatives juives et chrétiennes. À la diversité des producteurs de la norme s'ajoute celle des acteurs chargés de l'appliquer, qu'il s'agisse des États, des autorités judiciaires et religieuses, et donc de sa mise en œuvre plus ou moins rigoureuse selon les contextes – que ce soit en termes de contrainte ou à l'inverse de protection des minorités.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Il en résulte un tableau qui montre l'importance des zones de contact (et notamment le terrain ibérique), à la fois dans l'historiographie mais aussi comme laboratoire pour la production des normes encadrant les minorités religieuses. De même, certaines périodes sont plus propices à la production de normes nouvelles, ou à des inflexions dans leur application, notamment les moments de conflits et de crises, qu'elles soient politiques (et notamment internationales comme les croisades), sociales, économiques ou religieuses, montrant aussi, sur le temps long, un certain durcissement des normes et de leur application, notamment dans les derniers siècles du Moyen Âge. Entre les mythes de l'harmonie ou de la persécution, tous deux résultant d'une manipulation du passé à des fins idéologiques, ce volume, par son souci constant d'historicisation, montre la grande diversité des normes touchant les minorités religieuses, à la fois dans leur construction et dans leur application. Il permet de dépasser le débat stérile et anachronique sur la tolérance ou l'intolérance, et de comprendre comment le droit définit à la fois l'inclusion et l'exclusion des minorités religieuses dans les sociétés médiévales.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Hartmut Beyer, Gabriela Signori, Sita Steckel (ed.), Bruno the Carthusian and his Mortuary Roll. Studies, Text, and Translation, Turnhout (Brepols) 2014, X–296 p., 3 b/w, 2 col. ill. (Europa Sacra, 16), ISBN 978-2-503-55009-1, EUR 80,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Franz Neiske, Münster**

Den vielfältigen Formen der Erinnerungskultur hat das Mittelalter mit Verbrüderungsbüchern, Necrologien und Gebetsgedenken neue Elemente hinzugefügt, denen die Menschen eine spezielle religiöse, ihr eigenes Seelenheil betreffende Bedeutung beimaßen. Dazu gehören auch die bisher wenig beachteten Totenrotuli, die dieser Band mit einem außergewöhnlichen Beispiel vorstellt. Totenrotuli gaben die Nachricht vom Tode eines oder mehrerer Verstorbener (*encyclica*) teils mit einer Eloge an befreundete und verbrüdete Institutionen weiter, die sich dann aktuell in den Rotulus eintrugen (*tituli*) – als Beweis für die Teilnahme der Gemeinschaft am Gebet für den Verstorbenen. Ein Rotulus gelangte so über viele Stationen in zahlreiche Kirchen und Klöster quer durch Europa.

Nach dem monumentalen Editionswork von Jean Dufour, »Recueil des rouleaux des morts«<sup>1</sup> und »Les rouleaux des morts, Monumenta Palaeographica Medii Aevi, Series Gallica, 5« (2009), dessen Texte bisher noch auf ausführlichere Interpretationen warten, wird hier in einer kommentierten und übersetzten Ausgabe ein schon bekanntes, aber besonders herausragendes Beispiel dieser Quellengattung präsentiert und untersucht. Der Totenrotulus Brunos, des Gründers des Kartäuserordens (Bruno von Köln, † 6. Oktober 1101), ist nämlich nicht nur ein Aufruf zum Gebet für den Verstorbenen, sondern zugleich Verherrlichung seiner Taten, d. h., hier wird das Gebetsgedenken begleitet, teils sogar überlagert von nahezu hymnischem Lobgesang auf den Verstorbenen, sodass wir hier eher ein Preisgedicht nach dem Muster einer klassischen *Laudatio funebris* vor uns sehen, einen Vorläufer der späteren Leichenpredigt.

In einer knappen Einleitung stellt Gabriela Signori (»Introduction: The Rotulus«, S. 3–10) die Rotuli als Gattung vor und beschreibt die besondere Überlieferungssituation des Bruno-Rotulus, der nur noch in einer gedruckten Fassung des 16. Jahrhunderts erhalten ist, die wohl im Umfeld der Heiligsprechung des Ordensgründers publiziert wurde<sup>2</sup>. Dieser Druck wird in seiner Entstehungsgeschichte und Zusammensetzung beschrieben von David J. Collins (»Background and Production of the Early Modern Print«, S. 11–23), der ausführlich auf die Autoren der dem eigentlichen Rotulus beigegefügtten Gedichte eingeht: Heinrich »Lupulus« Wölflin (1470–1534), »Pro funebribus de transitu diui



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand

<sup>1</sup> Jean Dufour (éd.), Recueil des rouleaux des morts (VIIIe siècle–vers 1536), vol. 1, 2, 3, 4, 5, Paris 2005–2013 (Recueil des historiens de la France. Obituaires. Série in-4°, 8).

<sup>2</sup> François Dupuy, Prologus in vitam beati Brunonis confessoris institutoris ordinis Carthusien[sis], Basel 1515; digitalisiert von der Bayerischen Staatsbibliothek: [http://daten.digital-e-sammlungen.de/bsb00019629/image\\_50\(23/02/2018\)](http://daten.digital-e-sammlungen.de/bsb00019629/image_50(23/02/2018)).



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Brunonis« (Edition S. 128–131), Sebastian Brant (1457–1521), »Exhortatio ad lectorem de vita solitaria« (Edition S. 297–298) und Heinrich Glarean (1488–1563), »De origine cartvsianae religionis« (Edition S. 298–305).

Eine philologische Untersuchung des Textes bietet der Beitrag von Hartmut Beyer (»Tituli – Versus – Epitaphs: The Form und Topology of Mortuary Roll Poems«, S. 25–45), der zu dem Schluss kommt, dass die einzelnen Einträge (Tituli) kaum stilistische Feinheiten bieten. Ein Vergleich mit den Texten anderer Rotuli und mit Epitaphien, deren Gebrauch und Form von der Römerzeit über Isidor von Sevilla bis zu karolingischen Autoren skizziert wird, zeigt für die Tituli des Bruno-Rotulus wenig Qualität und Einfallsreichtum. Ein Umstand, der den auf wenige inhaltliche Aspekte (Trauer, Trost, Gebetsversprechen, Lobpreis) ausgerichteten topoihaften Formulierungen geschuldet ist. Leider werden die zahlreichen von Beyer ermittelten Formelparallelen und Zitate in der Edition nicht angemerkt.

Die historische Bedeutung Brunos wird in zwei Beiträgen dargestellt, die sich vor allem der Rolle des Kartäusers als scholastischen Lehrers widmen: Constant J. Mews (»Bruno of Reims and the Evolution of Scholastic Culture in Northern France, 1050–1100«, S. 49–81) beschreibt Brunos Wirken in der (scholastischen) Reimser Schule und hebt besonders seine intellektuelle Auseinandersetzung mit den Glaubenssätzen Berengars von Tours hervor, die auch den Psalmenkommentar Brunos beeinflusst habe. Sita Steckel (»*Doctor doctorum*. Changing Concepts of ›Teaching‹ in the Mortuary Roll of Bruno the Carthusian [d. 1101]«, S. 83–116) stellt Brunos Rolle als Lehrer in den Vordergrund und sucht in den Tituli Beispiele der Begeisterung und Verehrung, die seine Schüler emphatisch zum Ausdruck bringen; sie sieht darin Ansätze zu neuen Unterrichtskonzepten, mit denen der Gegensatz zwischen monastischer und scholastischer Lehre überwunden werden konnte.

Der Text des Rotulus, der schon mehrfach in älteren Publikationen und zuletzt von Dufour (Recueil, 1, Nr. 105, S. 278–349) abgedruckt wurde, beginnt nach einigen von Dufour nicht wiedergegebenen Gedichten und Epitaphien mit der Todesnachricht, verfasst in der Kartause La Torre (Kalabrien), wo Bruno am 6. Oktober 1101 starb. Es folgen 178 gezählte Tituli (S. 136–286). Da die Textgrundlage der Druck des 16. Jahrhunderts ist, enthalten sich die neuen Herausgeber jeglicher textkritischer Kommentare, wie sie in den älteren Ausgaben (z. B. Acta sanctorum, Migne PL 152; Zusammenstellung nur bei Dufour, Recueil, 1, S. 278f.) zu finden sind. Ebenso fehlen der größte Teil der von Dufour angebotenen Verweise auf Bibelzitate und die präzisen Identifizierungen und Lokalisierungen der Kirchen und Klöster. Neu hinzugefügt sind lediglich wenige Hinweise auf Bibelstellen. Das Verständnis der Texte wird zwar erleichtert durch eine nach jedem Titulus folgende Übersetzung in deutscher und englischer Sprache, doch sollte für wissenschaftliches Arbeiten in jedem Fall auch die Edition von Dufour parallel benutzt werden.

Die Übersetzungen sind nicht überall gelungen, vor allem, wenn es um die Begriffe des Gebetsgedenkens geht. So ist *obsequium* in den Tituli 15 und 36 im Deutschen und im Englischen richtig als »Dienst der Fürbitte« bzw. »Obsequien«/»memorial services« übersetzt, während die Tituli 18 und 58 das als »Gehorsam« übersetzen, obwohl auch hier die englische Fassung richtig von »funeral service« bzw. »memorial services and prayers« spricht. Die Begriffe *septenarius* und *tricenarius*

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2018.1.45540](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45540)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

werden im Deutschen teils richtig, teils falsch (z. B. in den Tituli 8, 10, 45, 89, 169) übersetzt, im Englischen durchgehend richtig. Verwirrend ist auch die Übersetzung der lateinischen Ausdrücke für das Necrolog (oder Gedenkbuch). So wird *in matricula conscribere* in Titulus 1 sehr passend mit »in das Gedenkbuch einzutragen« übersetzt, während in Titulus 5 *in nostra matricula [...] inseremus* nur pauschal zu »in unsere Liste eintragen« wird. Das Englische wählt in diesen Fällen passender immer die Formulierung »list of our divine services«. Die Liste solcher Unstimmigkeiten, die bei Lesern ohne Lateinkenntnisse zu Missverständnissen führen kann, ließe sich fortsetzen. Solche Divergenzen können auch mit den einschränkenden Bemerkungen der Herausgeber zu den Übersetzungen (S. 121) nicht erklärt werden.

Wie bereits erwähnt, werden auch die in den Begleituntersuchungen erörterten stilistischen Merkmale und Referenzen auf die Bibel oder die klassische Literatur im Textabdruck nicht dargestellt. Ebenso bleiben die vielen außergewöhnlichen Vergleiche Brunos mit Sokrates, Platon, Aristoteles, Vergil oder den Propheten hier unkommentiert (Beitrag Steckel, S. 104).

Der Weg des Rotulus durch Europa (Nord- und Süditalien, England, Normandie, Aquitanien, Île-de-France, Burgund) wird auf zwei von Hartmut Beyer verantworteten Karten dargestellt (S. VIII und IX), wie sie ähnlich auch schon Dufour präsentiert (Recueil, 1, Karten Nr. 5a und 5b, S. 900f.). Während Dufour mit Linien ein fortlaufendes Itinerar zu rekonstruieren versuchte, werden in den Karten der neuen Ausgabe die Orte der geistlichen Gemeinschaften mit den Nummern der Tituli gekennzeichnet.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis mit Nachweis der in den Bibliotheken erhaltenen Exemplare des Erstdruckes von 1515 beschließt den Band. Ein Register fehlt leider. Das Buch eröffnet den Zugang zur schwierigen Quellengattung der Rotuli, kann aber für die kritische Forschung nicht ohne Einschränkung empfohlen werden; als alleinige Grundlage für die Interpretation des Bruno-Rotulus ist es nicht geeignet.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Ludwig Biewer, Eckart Henning (Bearb.), Wappen. Handbuch der Heraldik. Als »Wappenfibel« begründet von Adolf Matthias Hildebrandt, zuletzt weitergeführt von Jürgen Arndt. 20., aktualisierte und neugestaltete Auflage, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2017, 382 S., 84 farb. und s/w Abb., ISBN 978-3-412-50372-7, EUR 39,99.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Aaron Jochim, Heidelberg**

Sous un nouveau titre, Ludwig Biewer et Eckart Henning présentent la 20<sup>e</sup> édition d'un manuel standard de l'héraldique germanophone. Le changement de titre indique que cette révision mise sur une présentation plus moderne et attrayante aux éditions Böhlau. Ainsi, le nom un peu désuet »Wappenfibel« (manuel des armoiries) a été remplacé par simplement »Wappen«, mais conserve le même sous-titre (»Handbuch der Heraldik«). La première édition de l'ouvrage a paru en 1887. Le livre a été amplement augmenté et révisé par Jürgen Arndt en 1967 (15<sup>e</sup> édition) et constitue ainsi une longue tradition dans l'héraldique allemande. Il est édité par l'association d'héraldique HEROLD, ce qui se reflète dans le contenu et la sélection des matériaux. Compte tenu du fait que la dernière édition était épuisée, il faut saluer cette nouvelle disponibilité. Il convient cependant de rappeler que les éditeurs (*Bearbeiter*) ont conservé en grande partie, comme dans les éditions précédentes, le texte et les images de la 15<sup>e</sup> édition et par conséquent l'état de la recherche de 1967.

Comparé à la 19<sup>e</sup> édition de 1998, publiée dans la maison d'édition spécialisée en généalogie, Degener, un changement évident est le nombre de pages: 382 contre 247, ce qui se manifeste dans un poids d'environ 400 grammes de plus. Cela n'est pas dû tant aux aménagements qu'à la composition et une mise en page plus claire et généreuse. La taille des caractères et l'interligne plus grande permettent en général une meilleure lisibilité. Certaines listes, énumérations et citations de sources sont plus spécifiquement signalées par une mise en blocs marron. Sur les 84 illustrations, huit sont nouvelles (p. 18, 38, 195, 254–258, dont sept en couleurs) alors que cinq de la dernière édition ont été remplacées ou supprimées (19<sup>e</sup> éd.: p. 113–114, 151, 178). La numérotation des illustrations est devenue plus conséquente et les descriptions d'images ont été mises directement en-dessous des illustrations. Toutefois, une table des illustrations avec toutes les sources iconographiques manque toujours.

En ce qui concerne la structure, les éditeurs ont renoncé à l'arrangement peu structuré de 48 chapitres associés avec l'organisation systématique de la discipline héraldique proposée par J. Arndt, dont la table est pourtant réimprimée sur les pages 20–24. Les matières ont été regroupées en cinq grands chapitres: »Wappenkunde« (Héraldique), »Wappenkunst« (Art héraldique), »Wappengebrauch« (Usage de l'héraldique), »Nachbargebiete« (Disciplines voisines), »Anhang« (Annexe). Une grande bibliographie à la fin du livre remplace les références bibliographiques au début de chaque chapitre et rassemble les publications surtout allemandes jusqu'à l'an 2015. Cette mise à jour est positive, mais souligne en même temps la contradiction entre l'état de



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

recherche présenté dans la bibliographie et l'état de recherche présenté dans le texte.

Des ajouts essentiels se trouvent dans le chapitre 1.5 »Bestandsaufnahme der Sammlungen« (Inventaire des collections): il offre un aperçu des collections des armoiries et des bases de données, suivi d'une liste de liens de sites internet et de bases de données en ligne, dont l'impression risque bien sûr une obsolescence rapide. Les contributions du HEROLD ont été renforcées par l'intégration d'un article sur la Wappenbilderkartei (fichier ordonné des armoiries) incluant un registre exhaustif alphabétique (p. 59–80) ainsi que la »Berliner Erklärung« (déclaration de Berlin) des principes de conception héraldique du HEROLD (2<sup>e</sup> chapitre, p. 158–160). Une brève présentation du HEROLD en tant qu'éditeur figure à la fin du livre, dans l'annexe. À côté du HEROLD, les associations héraldiques sont désormais représentées par l'Académie internationale d'héraldique (p. 319–332).

Les modifications les plus substantielles apportées aux textes concernent la question de la transmissibilité des armoiries par les femmes, qui est désormais affirmée. Des passages qui avaient constaté les armoiries comme transmissibles exclusivement par la ligne agnatique ont donc été adaptés, du moins pour les armoiries »nouvellement adoptées« (chap. 3.4.2, cf. aussi p. 149). Cette légère libéralisation s'explique d'une part par le fait que l'on voit le droit de port des armoiries être rattaché au nom de la personne, qui adopte initialement des armoiries (*Wappenstifter*), et au nom de la lignée (*Namensstamm*), d'autre part par les changements du droit du nom en Allemagne depuis 1976.

Les passages historiques, notamment dans le résumé de l'histoire des armoiries, des tournois et des hérauts n'ont été qu'à peine modifiés, modifications qui seraient toutefois nécessaires. Par exemple, l'évocation de modifications dans l'armement militaire et la nécessité qui en résulte de la différenciation des combattants sur le champ de bataille comme raison unique de l'apparition de l'héraldique ne correspond plus au niveau de la recherche actuelle, qui propose un point de vue bien plus nuancé<sup>1</sup>. La comparaison très problématique dans ce contexte avec le besoin des signes de reconnaissance dans les divisions de chars de la Seconde Guerre mondiale et la »solution« des signes de reconnaissance de la Wehrmacht »dans le temps le plus récent«, qui confirmait »de manière évidente l'explication des origines des armoiries« (p. 25)<sup>2</sup>, aurait dû être annoté de façon critique et historique si l'on décide de le réimprimer. Dans d'autres chapitres et paragraphes aussi, le contenu est contesté par l'état de la recherche actuelle, ainsi l'identification des hérauts d'armes comme auteurs les plus récurrents des armoriaux, livres des tournois et autres manuscrits héraldiques (ce qui est notamment problématique par rapport à la liste suivante des armoriaux et à ce que nous savons ou plutôt ne savons pas de leurs auteurs/compilateurs), ou les explications données

<sup>1</sup> Voir par exemple Laurent Hablot, *Entre pratique militaire et symbolique du pouvoir, l'écu armorié au XII<sup>e</sup> siècle*, dans: Miguel Metelo de Seixas, Maria de Lurdes Rosa (dir.), *Estudos de Heráldica Medieval*, Lisbonne 2012, p. 143–165.

<sup>2</sup> »Ein ähnliches Bedürfnis hat sich in der jüngsten Vergangenheit bei den Panzerarmeen des Zweiten Weltkriegs gezeigt und zu ähnlichen Lösungen, den Wehrmachtsskennzeichen, geführt. Diese Begründung für die Entstehungsursache der Wappen ist damit erneut augenfällig bestätigt worden.«



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

à propos des origines des *Hausmarken* (marques de la maison) dans le chapitre 4.2<sup>3</sup>.

En résumé, cette 20<sup>e</sup> édition offre un manuel standard pour la pratique héraldique en langue allemande dans un design plus attrayant et moderne. La restructuration des éditeurs convainc par une organisation plus claire et permet aux lecteurs un meilleur accès aux matières. Dans l'intégration des liens ou dans l'adaptation des passages consacrés au droit aux armoiries, des efforts ont été faits pour que le manuel corresponde mieux aux réalités héraldiques contemporaines. Dans leur préface, les éditeurs regrettent une diminution des connaissances des sources primaires et des sciences auxiliaires par rapport aux »moderne Trends« (modes actuelles) dont les sciences historiques ne manqueraient pas (p. 9). C'était une de leurs motivations principales pour rendre ce manuel disponible dans une nouvelle édition. On peut toutefois douter que cette affirmation d'une opposition entre une science auxiliaire »solide et proche des sources« et des tendances de la recherche historique »abstraites et éphémères« indique une voie pleine d'avenir. Au contraire, la recherche française, dès les années 1970, et les tendances actuelles de la recherche historique allemande en héraldique montrent le dynamisme fécond d'un rapprochement. De ce point de vue, on aurait souhaité une révision plus conséquente des matières historiques. Il reste à espérer que la 21<sup>e</sup> édition du livre reflétera plus l'état de recherche héraldique du XXI<sup>e</sup> siècle à cet égard.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>3</sup> Voir pour le dernier: Kathrin Stutz, Die Hausmarke. Zur Genese eines Rechtsbegriffs, dans: Karin Czaja, Gabriela Signori (dir.), Häuser, Namen, Identitäten. Beiträge zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtgeschichte, Constance 2009 (Spätmittelalterstudien, 1), p. 31–42.

**Joël Blanchard, Renate Blumenfeld-Kosinski (dir.), Philippe de Mézières et l'Europe. Nouvelle histoire, nouveaux espaces, nouveaux langages, Genève (Librairie Droz) 2017, 327 p. (Cahiers d'Humanisme et de Renaissance, 140), ISBN 978-2-600-05785-1, EUR 42,11.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Philippe Maupeu, Toulouse**

Ce volume réunit les actes du colloque international qui s'est tenu au Mans en mai 2016, organisé par Joël Blanchard et Renate Blumenfeld-Kosinski, deux des acteurs majeurs d'un mouvement de redécouverte de l'œuvre de Philippe de Mézières qui s'est amplifié depuis une dizaine d'années. Le regain d'intérêt pour le «Vieux Pèlerin», ainsi qu'il se nomme lui-même, a été marqué par l'édition de l'Épître lamentable sur le siège de Nicopolis en 2008 par Philippe Contamine et Jacques Paviot<sup>1</sup>, et par la nouvelle édition du «Songe du vieux pèlerin» due aux soins de Joël Blanchard en 2015<sup>2</sup>. Ce nouveau recueil fait suite au volume incontournable édité par Renate Blumenfeld et Kiril Petkov<sup>3</sup>. Un autre volume à paraître chez Droz, dirigé également par Renate Blumenfeld et Joël Blanchard, sera prochainement consacré à «Philippe de Mézières et l'écriture au XIV<sup>e</sup> siècle». La question des modalités de l'écriture chez Mézières (allégorique, historiographique, polémique, épistolaire, dévotionnelle) est donc volontairement tenue en réserve ici par les éditeurs.

La perspective adoptée dans ce volume, censée unifier les seize articles réunis, est celle, problématique car suspecte d'anachronismes, de la naissance de l'idée d'Europe dans l'œuvre de Mézières. Philippe de Mézières fut on le sait un grand voyageur, depuis ses années de mercenaire au service de Luchino Visconti pendant les guerres de Lombardie jusqu'à son inlassable plaidoyer auprès des cours d'Europe, aux côtés de Pierre Thomas, en faveur de la création d'un nouvel ordre de la chevalerie de la Passion voué à la libération du Saint-Sépulcre, véritable «idée fixe» comme le rappelle Joël Blanchard dans son introduction. Sa position de chancelier du roi Pierre I<sup>er</sup> de Chypre, aux franges géographiques de la chrétienté, a déterminé sa conception de l'espace

<sup>1</sup> Philippe de Mézières, *Une épître lamentable et consolatoire. Adressée en 1397 à Philippe le Hardi, duc de Bourgogne, sur la défaite de Nicopolis (1396)*, publiée pour la Société de l'histoire de France par Philippe Contamine et Jacques Paviot, avec la collaboration de Céline Van Hoorebeeck, Paris 2008.

<sup>2</sup> Philippe de Mézières, *Songe du Vieux Pèlerin. Édition critique par Joël Blanchard, avec la collaboration de Antoine Calvet et Didier Kahn, 2 t., Genève 2015 (Textes littéraires français)*. Sur cette édition, voir Jacques Paviot, *Compte rendu de «Philippe de Mézières, Songe du Vieux Pèlerin. Édition critique par Joël Blanchard, avec la collaboration de Antoine Calvet et Didier Kahn»*, dans: *Francia* 44 (2017), p. 233#244 ainsi que la réplique par Joël Blanchard, Antoine Calvet, *Du bon usage du compte rendu. Réponse à Jacques Paviot*, *ibid.*, p. 245#255.

<sup>3</sup> Renate Blumenfeld-Kosinski, Kiril Petkov (éd.), *Philippe de Mézières and His Age. Piety and Politics in the Fourteenth Century*, Leiden 2012 (*The Medieval Mediterranean. Peoples, Economies and Cultures, 400–1500*, 91).



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

européen. Son parcours de quarante ans à travers le monde, qu'il évoque dans le prologue de l'«Oratio tragédica» édité dans ces pages par Joël Blanchard et Antoine Calvet, donne la trame du pèlerinage allégorique qui fonde le «Songe du vieux pèlerin», opus magnum de Mézières retiré au couvent des Célestins. C'est donc un espace nourri d'expériences et de rencontres, mais également tissé de références textuelles, médiatisé par les discours encyclopédiques ou les cartes géographiques, qui fait l'objet des études rassemblées ici.

Dans la première des trois sections de l'ouvrage, la plus stimulante, la notion même d'Europe au Moyen Âge, traditionnellement un des continents avec l'Asie et l'Afrique de l'œcoumène tripartite, paraît résister aux tentatives de définition. Quelle unité géographique, religieuse et confessionnelle, politique, culturelle, linguistique, climatique l'idée d'Europe subsume-t-elle? Kiril Petkov étudie les catégories culturelles de l'espace et du temps (cyclique plus que linéaire) à l'œuvre chez Mézières: ce sont celles d'un homme intensément lié à son époque dans un monde où les frontières, les souverainetés, les allégeances se recoupent et se superposent partiellement. Un monde complexe, changeant, inquiet, traversé par des temporalités multiples et auquel la foi catholique (et son corollaire militant chez Mézières, la croisade), donne, à défaut de contours, une intentionnalité structurante: une vertu désincarnée («a disembodied value») en quête de référent. La proposition de Benoît Grévin, «L'Europe des langues au temps de Philippe de Mézières», articule d'une manière particulièrement féconde le contexte géolinguistique de l'époque et l'œuvre du célestin. L'espace «européen» traversé par Mézières, s'il se confond avec la latinité, est aussi un espace de langues vernaculaires pluriel; mais à un modèle anachronique fondé sur des discontinuités territoriales et langagières Grévin oppose un espace de «continuums linguistiques», de zones d'échanges et d'interaction, d'influences réciproques, qui laisse son empreinte dans le «Songe»: la langue du texte de Mézières, véritable «palimpseste», porte trace de ces «habitudes de négociations» permanentes entre les français picard ou royal, et les différentes langues de la péninsule Italienne que le diplomate a inlassablement parcourues.

C'est pourtant une autre image de l'Europe, conflictuelle, qui se dégage de la lecture de l'œuvre militante de Mézières. L'article de Klaus Oschema l'affirme avec netteté, dès son titre programmatique («De l'universalisme périmé au refuge de la chrétienté: l'«Europe» de Philippe de Mézières»): si les occurrences de l'Europe sont peu nombreuses dans l'œuvre de Mézières, et si l'idée européenne ne paraît devoir être subsumée par aucun concept qui lui soit propre, ni linguistique (elle ne se confond pas avec la romania) ni religieux (elle ne se confond pas avec la chrétienté), sa construction procède bien de la reconquête d'une prétendue universalité perdue, celle de la foi chrétienne universelle progressivement réduite par les victoires turques et sarrasines. Reprenant à Johannes Helmrath sa formule du «syndrome de l'angle», Oschema montre que l'Europe s'est construite défensivement et agressivement contre le sentiment d'une menace des Infidèles, particulièrement aiguë après la défaite de Nicopolis en 1396.

«Europe, fille de la Croisade?», s'interrogent ainsi les éditeurs en titre de la troisième section de l'ouvrage. Philippe Buc analyse «L'Epistre lamentable» au regard de l'exégèse et de la tradition des croisades: une conception typologique de l'Histoire, lue et éprouvée comme une «série de réalisations partielles antétypiques» de types vétérotestamentaires,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

légitime la croisade comme sacrement. Buc réfute ainsi les critiques formulées par Michael Hanly, qu'il cite en exergue, à l'encontre du paradoxe qui consiste à «brandir la sainte épée contre les infidèles» afin d'asseoir la paix chrétienne: telle vision de la croisade, répond Buc, est en réalité «parfaitement logique» au regard de la théologie et il s'agit pour l'historien, qui doit se déprendre de tout anachronisme, d'en «retrouver respectueusement» les fondements. Pour autant, il nous paraît difficile aujourd'hui d'évacuer sous prétexte de la prétendue neutralité de l'historien la question proprement idéologique des héritages dont les européens ou l'Europe se réclament aujourd'hui: peut-être les éditeurs de l'ouvrage auraient-ils pu formuler explicitement le problème. Mézières, avec son projet obsessionnel de reconquête chrétienne du Saint-Sépulcre, aurait toute sa place dans une archéologie de l'imaginaire européen qui aurait beaucoup à nous apprendre à l'heure des mouvements migratoires que nous connaissons aujourd'hui et des peurs irrationnelles qu'ils suscitent: peut-être est-ce là un des lieux inattendus de la «modernité» de Mézières, qui engage nécessairement, éthiquement, la réflexion historique.

On mentionnera également, dans cette troisième et dernière partie, l'édition princeps et la traduction par Antoine Calvet et Joël Blanchard du «Prologus» de l'«Oratio Tragedica» écrite par Mézières au même moment que le «Songe du vieux pèlerin», à la fin de l'année 1389: l'édition de ce prologue prélude à l'édition complète du texte, annoncée par les éditeurs. Le prologue présente les six parties qui composent l'«Oratio Tragedica» (et notamment le troisième chapitre introduisant la figure du Christ apothicaire) mais il suscite également l'intérêt par les traits biographiques que Mézières livre de lui-même et de ses pérégrinations à travers le monde. Comme le mentionne Calvet dans sa présentation, ce texte nourri de méditations de Bernard de Clairvaux, de Grégoire et d'Augustin, participe aussi de la devotio moderna. À cet égard, la tabula provenant d'un couvent des chartreux, parvenue entre les mains du Célestin (§ 19) et suscitant sa méditation, nous paraît désigner, plutôt qu'un «écrit», un tableau représentant les arma Christi, thème étudié entre autres par Jeffrey H. Hamburger ou Georges Didi-Huberman: le tableau étant à la fois source et horizon d'une écriture placée sous le signe de la cumpunctio et mobilisant tout une rhétorique effusive de l'enargeia.

Si ce volume contient des contributions utiles et importantes, on regrettera néanmoins son manque d'unité, notamment dans la partie centrale enchaînant les approches thématiques et monographies (dont une, par ailleurs passionnante, sur la cartographie selon Opicinus de Canistris, due à Sylvain Piron) qui ne se rattachent qu'incidemment (dans le meilleur des cas) à la figure de Philippe de Mézières. Plus essentiellement, on ne pourra que s'étonner de l'absence d'un contemporain illustre de Mézières, à peine évoqué, qui nous permettrait de dialectiser le modèle d'une «Europe fille de la croisade» avec une tout autre conception, humaniste celle-ci, de l'Europe. Comme le rappelle Benoît Grévin, la question des liens de Mézières avec l'humanisme est parmi les spécialistes sujette à débat et à désaccords. La seule lettre écrite par Pétrarque à Mézières (Seniles, XIII, 2) consécutivement à la mort de Giacomo dei Rossi ne suffit pas à établir une communauté d'esprits entre les deux hommes, malgré l'intérêt du florentin pour la croisade, et il n'est rien de moins cicéronien que le latin de Mézières. Dans une des études les plus intéressantes du recueil («Géographies rêvées et vécues: les Europes de Philippe de Mézières»), consacrée à l'usage supposé de la cartographie



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»mémorielle« par Mézières, Hélène Miller rappelle que Paris, dans le »Songe«, est bien »la terre d'élection de la *translatio studii et imperii*« d'où doit s'amorcer le mouvement de réformation du monde chrétien via la croisade. À cette polarisation du monde selon l'axe Paris-Jérusalem, Pétrarque oppose, dans une de ses lettres bien connues à l'évêque de Lombez Giacomo Colonna (Familiars, IV, 6) une autre polarisation entre Paris, *mundi caput et urbium regina, et Rome, nutrix nostri temporis studiorum*: il optera on le sait pour la seconde, foyer et horizon de la renaissance humaniste, et se fait couronner sur le Capitole en avril 1341. Peut-être les contours de l'Europe convoquée par Mézières comme on convoque le ban, se dessineraient-ils plus nettement s'ils étaient confrontés à l'idée »européenne« de son *especial ami*: c'est là affaire d'héritages, culturels et identitaires.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45542](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45542)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jörg Bölling, Zwischen Regnum und Sacerdotium. Historiographie, Hagiographie und Liturgie der Petrus-Patrozinien im Sachsen der Salierzeit (1024–1125), Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2017, 453 S. (Mittelalter-Forschungen, 52), ISBN 978-3-7995-4372-9, EUR 52,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Michael Belitz, Magdeburg**

Die Göttinger Habilitationsschrift nähert sich dem Verhältnis von Regnum und Sacerdotium aus patrozinienkundlicher Perspektive. Da sich sowohl das Papsttum als auch die salischen Herrscher auf Petrus berufen hätten, seien – so die These – jene Institutionen, die den Apostelfürsten als Hauptpatron führten, zu einer Stellungnahme zwischen beiden Seiten gezwungen gewesen. Diese Positionierung lasse sich vor allem an der Präsentation Petri und seiner Nebenheiligen in liturgischen, hagiographischen und historiographischen Schriften erkennen (S. 21). Als Untersuchungsgebiet wurde Sachsen gewählt, da hier »weder Regnum noch Sacerdotium von vornherein als dominant« (S. 16) erscheinen. Der Blick wird dabei vorrangig auf die Petrus-Kathedralen der Bischofssitze von Bremen, Minden, Osnabrück und Naumburg-Zeitz und die in deren Umfeld entstandenen Texte gerichtet.

In einem ersten Abschnitt (S. 31–98) werden die Grundlagen der Petrusverehrung, die Bedeutung des Apostelfürsten für das Papsttum sowie die verschiedenen Möglichkeiten aufgezeigt, auch außerhalb Roms eine Verbindung zu ihm herzustellen. Neben Papst und Herrscher hätten auch »Städte und Verbände, Gruppen und Einzelpersonen, Männer und Frauen« (S. 90) sich mit verschiedenen Intentionen auf Petrus bezogen, wie Bölling an Beispielen und Entwicklungen von Früh- bis Spätmittelalter aufzeigt. Nicht nur über seine Reliquien – für die der Verfasser an mehreren Stellen die Kapelle Sancta sanctorum als Bezugsort annimmt – habe der Apostelfürst über Rom hinaus gewirkt, sondern auch durch seine Präsenz in historiographischen, hagiographischen und liturgischen Texten. Eben jene Texte, in denen Petrus während des Investiturstreits »eine ganz neue Bedeutung« (S. 79) erhalten habe, stehen im Zentrum der Arbeit.

Zunächst werden die Hintergründe der sächsischen Petrus-Patrozinien der Bischofssitze aufgezeigt (S. 99–138). In Minden, Osnabrück und Bremen gehe die Wahl des Hauptpatrons auf die Verbindung zu Köln zurück, in Zeitz sei es bei der Gründung des Bistums von einer bestehenden Kirche auf die Kathedrale übergegangen. Petrus fungierte in all diesen Institutionen durchgängig als Hauptpatron, wie sich an verschiedenen Quellengattungen erkennen lasse. Die Intensität seiner Verehrung konnte variieren, sodass er zeitweise auch gegenüber Nebenheiligen zurücktrat. Auch andere sächsische Institutionen mit dem Hauptpatron Petrus werden von Bölling aufgelistet, der Fokus liegt jedoch auf den genannten Bischofskirchen.

Den eigentlichen Kern der Arbeit bildet die Untersuchung der liturgischen, hagiographischen und historiographischen Texte (S. 139–306). Dabei wird nicht nur die Bedeutung Petri, sondern vielmehr die generellen Erkenntnismöglichkeiten der Texte herausgearbeitet. Da



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

diesen häufig »weniger über die lokale Bedeutung des Apostelfürsten« selbst, »als über die Rolle der jeweiligen Nebenpatronate« (S. 255) zu entnehmen sei, werden diese konsequenterweise detailliert in die Untersuchung einbezogen. Einige wichtige Beobachtungen Böllings für die vier sächsischen Kathedralen sollen im Folgenden skizziert werden.

In Bremen findet Petrus durch die Nebenheiligen Cosmas und Damian, deren Verehrung über die Liturgie nach Bremen gelangt sei, Ergänzung. Petrus, in Bremen vor allem als Fels und Fischer präsent, verweise auf Rom, die Nebenheiligen ergänzen ihn um eine kosmopolitische Komponente. Durch die Verehrung der Ortsbischöfe werde zusätzlich die lokale Tradition betont. Der vermeintlich erste Bischof Willehad sei im 11. Jahrhundert sogar zum heimlichen Hauptpatron mit eigenem Offizium avanciert. An den Evangelienbüchern des 11. Jahrhunderts lasse sich eine Bindung an das »salische Kaiserhaus« (S. 148) erkennen, während die ungefähr zeitgleich entstandenen Messbücher erste Reformimpulse aufwiesen. Der nur spätmittelalterlich bezeugte Brauch eines Diakons, der während der Weihnachtsliturgie den angeblichen Mantel Karls des Großen trug, kann jedoch nicht als Beleg für die Einheit zwischen Regnum und Sacerdotium in der Salierzeit gelten, wie Bölling S. 307 vermutet. Die Vielfalt der Bezüge lässt scheinbar keine Rückschlüsse auf eine Positionierung während des Investiturstreits zu.

Die Mindener Überlieferung bietet für die Untersuchung das ergiebigste Material. Ausführlich wird die Genese und Entwicklung des Gorgoniuskults dargelegt, der als Nebenpatron zeitweise die gleiche Bedeutung wie der Hauptpatron erlangte. Überzeugend legt Bölling dar, dass Gorgonius nicht aus der lothringischen Abtei Gorze nach Minden gelangte, vielmehr handelte es sich zunächst um zwei verschiedene Heilige gleichen Namens. Unter Bischof Milo entstandene hagiographische Schriften hätten dann zu einer Verschmelzung beider zu einem Heiligen geführt. Erst in diesem Kontext hätte sich eine Verbindung zwischen beiden Institutionen etabliert. Die von Bischof Sigward gestifteten Schriften zeigten eine Einheit von Regnum und Sacerdotium auf, die sich an der Einbindung des Herrschers in die »Kaiserliturgie« (S. 179) erkennen lasse. Der Hauptpatron erfährt während des Investiturstreits durch Egilbert eine Aufwertung, die in einem exklusiven Bezug zum Apostelfürsten gipfele. Der Bischof stellte sich nicht nur »ohne Berücksichtigung der römisch-petrinischen Tradition« (S. 122) in die Nachfolge Petri, sondern sprach diesem auch die dem weltlichen Herrscher vorbehaltene *potestas* (S. 121) zu. Petrus erschien so in Minden während des Investiturstreits als geistlicher und weltlicher Fürst – vertreten durch den Ortsbischof.

Für Osnabrück lasse sich aus den Texten eine vermittelnde Haltung im Investiturstreit erkennen. Die Etablierung der Nebenheiligen Crispin und Crispinian wurde in dieser Zeit auf Karl den Großen zurückgeführt. Die daran zu erkennende Verbindung von Regnum und Sacerdotium wurde durch die Verehrung ihrer Reliquien in der Krypta regelmäßig aktualisiert. Ob die Krypta in eine Prozession einbezogen war, wie Bölling analog zu Paderborn annimmt (S. 225ff.), ist nicht zu beweisen. Die von Benno II. betriebene Förderung des Clemenskults zeuge ebenfalls von dieser Haltung. Dieser verweise nicht nur auf Clemens I., der als »entscheidende Stütze der päpstlichen Nachfolge des heiligen Petrus« (S. 296) gelte, sondern auch auf die von Heinrich III. bzw. Heinrich IV. eingesetzten Clemens II. und Clemens III. Vor allem durch seine



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nebenheiligen sei Petrus so zum »buchstäblichen pontifex« geworden, »der römische Sukzession und Ortskirche, Regnum und Sacerdotium überbrückend verbinden sollte« (S. 315).

Das Doppelpatrozinium Petrus-Paulus hebt Naumburg-Zeitz von den übrigen Kathedralen ab. In Anbetracht der prominenten Hauptpatrone blieb Nebenheiligen wohl kaum die Möglichkeit, Bedeutung zu erlangen. Die ungünstige Überlieferungslage erlaubt hier keine weiteren Schlüsse. Ob, wie Bölling annimmt, bereits in der Salierzeit Heilige verehrt wurden, die sich in einem spätmittelalterlichen Festkalender finden (S. 238), ist nicht zu belegen. Für Walram, der als einziger Naumburger Bischof untersucht wird, war vor allem Paulus entscheidend. Nutzte er als Anhänger Heinrichs IV. Paulus-Zitate, um die Legitimität der Herrschaft des Saliers zu belegen, erlebte er mit dem Übergang auf die päpstliche Seite seine eigene Wandlung vom Saulus zum Paulus, die die Bindung an den Apostel stärkte. In den Wunderberichten des hl. Leonhard, die Walram abschreiben ließ, scheinen die auf Petrus und Paulus verweisenden Kettenwunder für den Bischof zentral gewesen zu sein.

Die Ergebnisse der Arbeit sind zunächst für die untersuchten Institutionen wichtig. Es gelingt Bölling, die Genese der Heiligenkulte ebenso nachzuzeichnen wie die lokale Verehrungspraxis und deren Niederschlag in den Texten. In diesen wird die Bedeutung der Heiligen für die jeweilige Kirche deutlich, zumal im Investiturstreit. Über diese Beobachtungen hinaus liegt das Verdienst der Arbeit darin, aufzuzeigen, dass die Patrozinienforschung nicht nur für »Kirchenbau und Altaranordnung, für Reliquien und Bilder, überhaupt für mittelalterliche Ritualität und Liturgie«<sup>1</sup> Erkenntnisse zu liefern vermag. Die von Bölling hinsichtlich der Positionierung zwischen Regnum und Sacerdotium untersuchten Texte zeigen dies zumindest zum Teil. Ob sich indes aus den teils punktuellen Beobachtungen weitreichende Schlüsse ziehen lassen, gilt es in weiteren Forschungen und unter verstärkter Berücksichtigung des historischen Kontextes zu prüfen. Die von Bölling herangezogenen Texte waren für die Kirchen selbst bestimmt, zeugen daher vor allem von einer Selbstvergewisserung. Daran anschließend ist zu fragen, ob die Positionierung durch die Heiligen auch nach außen getragen wurde. Zu denken ist hier an Altar- und Kirchweihen außerhalb der eigenen Diözese ebenso wie an die Nennung der Heiligen in Diplomen, die – wie Helmut Beumann am Beispiel Halberstadt zeigte<sup>2</sup> – eine Positionierung erkennen lassen. Die Arbeit Böllings, der ein nochmaliges Lektorat vor der Drucklegung zugutegekommen wäre, kann und sollte für weitere Forschungen Grundlage und Anstoß sein.

<sup>1</sup> Arnold Angenendt, In Honore Salvatoris. Vom Sinn und Unsinn der Patrozinienkunde, in: ders., Die Gegenwart von Heiligen und Reliquien. Eingeleitet und herausgegeben von Hubertus Lutterbach, Münster 2010, S. 259.

<sup>2</sup> Helmut Beumann, Die Auctoritas des Papstes und der Apostelfürsten in Urkunden der Bischöfe von Halberstadt. Vom Wandel des bischöflichen Amtsverständnisses in der späten Salierzeit, in: Stefan Weinfurter (Hg.), Die Salier und das Reich, Bd. 2: Die Reichskirche in der Salierzeit, Sigmaringen 1992, S. 333–354.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Albrecht Classen (ed.), *Death in the Middle Ages and Early Modern Times. The Material and Spiritual Conditions of the Culture of Death*, Berlin, Boston, MA (De Gruyter) 2016, VI–545 p., 50 fig. (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture, 16), ISBN 978-3-11-044230-4, EUR 129,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Franz Neiske, Münster**

Der Band gehört zu der Reihe von »Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture«, in der sowohl zentrale als auch randständige Themen der Alltags- und Mentalitätsgeschichte dargestellt werden<sup>1</sup>. Die Themen der einzelnen Beiträge erstrecken sich dementsprechend auch in dieser Aufsatzsammlung vom Frühmittelalter bis ins 18. Jahrhundert und berücksichtigen dabei vor allem Quellen aus der jeweils zeitgenössischen Literatur und darstellenden Kunst sowie Rituale und Vorstellungen des Volksglaubens. Da der Tod ein elementarer Bestandteil der Lebenswirklichkeit ist, werden mit solchen Untersuchungen unüberschaubar viele Bereiche angesprochen. Zugleich wird deutlich, wie sehr sich seit Beginn der Moderne das Verhältnis des Menschen zu Tod und Sterben gewandelt hat. Das Wissen um diese Veränderungen hat gerade in den letzten Jahrzehnten zu einer Fülle von Publikationen geführt, die kaum zu überblicken ist.

In einer ausführlichen Einleitung versucht der Herausgeber Albrecht Classen (»Death and the Culture of Death. Universal Cultural-Historical Observations, with an Emphasis on the Middle Ages«, S. 1–57) einen Überblick über diese sehr disparaten Forschungen zu geben, die von Gespenstergeschichten über Alterskultur, Leichenpredigten und Grabkultur bis zu Jenseitsvorstellungen reichen. Neben gelungenen Passagen über die hochmittelalterliche Literatur, dem eigentlichen Forschungsgebiet des Autors, geraten andere Bereiche dagegen zu kurz und bleiben nur beiläufig. So z. B., wenn zum Thema »Allerseelen« nur der deutsche und der englische Wikipedia-Artikel zitiert werden, nicht aber die 2004 erschienene grundlegende Studie von Jürgen Bärsch<sup>2</sup> (S. 54), oder wenn über das Gebet für die Verstorbenen fälschlich gesagt wird, es sei »carried by the hope for the resurrection of the dead at the Day of Judgement« (S. 54), wo es doch nach theologischer Vorstellung nicht um die für alle erwartete Auferstehung, sondern um das individuelle Seelenheil geht.

Zwei Beiträge stellen die angelsächsische und nordische Geschichte in den Vordergrund und untersuchen Elemente von Heldentod und Heldenverehrung (John M. Hill, »Heroic Poetry: Achievement and Heroic Death in Old English Literature«, S. 59–74) bzw. die rituelle Ausgestaltung



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand

<sup>1</sup> Einen Überblick über die Reihe gewährt die Webseite: <http://aclassen.faculty.arizona.edu/content/fundamentals-medieval-and-early-modern-culture> (03.03.2018).

<sup>2</sup> Jürgen Bärsch, *Allerseelen. Studien zu Liturgie und Brauchtum eines Totengedenktages in der abendländischen Kirche*, Münster 2004 (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen, 90).

mündlicher oder schriftlicher Testamente (Mary Louise Fellows, »Death and Ritual: The Role of Wills in Late Anglo-Saxon England«, S. 75–94) und ihre Bedeutung für den Zusammenhalt der Gesellschaft. In gleicher Weise versuchen Katharina Baier und Werner Schäfke (»When the Dead No Longer Rest: The Religious Significance of Revenants in Sagas set in Viking Age Settlements Around the Time of Conversion«, S. 131–154) an frühen literarischen Zeugnissen die Unterscheidung zwischen friedlichem, grausamem oder sozialem Tod (Hans-Peter Hasenfratz) zu exemplifizieren, hier auf der Grundlage von Wikingersagas; eine Typisierung der Wiedergänger und die Überwindung dieses Glaubens durch christliche Riten und Vorstellungen wird verknüpft mit der dauerhaften Erinnerung an die Verstorbenen und deren Bedeutung für heldenhaftes Nachleben in der Gemeinschaft.

Mehrere kunsthistorische Beiträge zeigen die enge Verflechtung der Vorstellungen vom Tod und vom Sterben mit dem Alltag der Lebenden, wenngleich dieser Bezug oft nur über sehr diffuse religiöse oder gar kosmologische Verallgemeinerungen hergestellt werden kann. Die Fresken der Märtyrer Savinus und Cyprianus in der Kirche Saint-Savin-sur-Gartempe werden von Rosemarie Danziger (»Palimpsest in the Service of the Cult of the Saints – The False Arch in the Nave's Vault of the Abbey Church of Saint-Savin-sur-Gartempe«, S. 95–130, mit Abb.) in eine heilsgeschichtliche Gesamtinterpretation des Kirchenbaus als eschatologischer Idee gestellt.

Das Nordportal des Freiburger Münsters, das sog. Schöpfungsportal, wird von Nurit Golan (»The North Portal of the Freiburg im Breisgau Minster: Cosmological Imagery as Funerary Art«, S. 155–192, mit Abb.) wegen der unmittelbar benachbarten, im 18. Jahrhundert zerstörten mittelalterlichen Andreaskapelle samt Friedhof vor dem Hintergrund des allgemeinen Todesbewusstseins als Repräsentation des kosmologischen Weltbildes der gebildeten Stadtbürgerschaft interpretiert – eine fortschrittliche, selbstbewusste Laienbildung beim Besuch der Grabstätten! Dominique DeLuca (»Bonum est mortis meditari: Meanings and Functions of the Medieval Double Macabre Portrait«, S. 239–262, mit Abb.) erläutert anhand von Doppelportraits, auf denen einerseits junge, gesunde Paare und andererseits alte, ausgezehnte oder schon skeletthafte Männer und Frauen konfrontiert werden, die Vorstellung von Vergänglichkeit, was zugleich als Element einer Ars moriendi angesehen werden kann. Christina Welch (»Late Medieval Carved Cadaver Memorials in England and Wales«, S. 373–440, ohne Abb.!) stellt die in England und Wales erhaltenen Transi-Grabmale zusammen und setzt sich kritisch mit den Beschreibungen Erwin Panofskys auseinander.

Rechtliche Implikationen des Sterbens werden anhand spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Akten von Patricia Turning (»And Thus She Will Perish: Gender, Jurisdiction, and the Execution of Women in Late Medieval France«, S. 311–337) und Elizabeth Chesney Zegura (»Maternal Death and Patriarchal Succession in Renaissance France«, S. 457–489) untersucht. Die Fälle von Frauen aus Toulouse, denen im 15. Jahrhundert Ehebruch, Gattenmord und andere Verbrechen vorgeworfen wurden, sind im ersten Beitrag die Grundlage für eine Darstellung der (selteneren) Gerichtsverfahren gegen Frauen, einschließlich Strafen und Hinrichtungen; diskutiert wird auch die Frage männlicher Machtausübung.

Der zweite Beitrag beschäftigt sich mit den speziellen Aspekten von Frauensterblichkeit (Kindsbettod, Selbstmord nach Vergewaltigung,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Mord durch männliche Gewalt) und berücksichtigt sowohl historische als auch literarische Quellen wie etwa Rabelais' »Gargantua« oder das »Heptameron« der Margarete von Navarra. Angesichts von starrem kirchlichem Codex, Religionskriegen und der Idee der Familienehre ist es nicht erstaunlich, wenn den Frauen eine zur Gänze schwächere Rolle zugewiesen wurde, sie aber die sich daraus ergebende geringere Lebenserwartung im 15. und 16. Jahrhundert klaglos akzeptierten.

Einige der zahlreichen Implikationen des »Schwarzen Todes« im 14. Jahrhundert werden von Jean E. Jost (»The Effects of the Black Death: The Plague in Fourteenth-Century Religion, Literature, and Art«, S. 193–238, mit Abb.) aufgegriffen und als nahezu totaler Wandel der Lebensformen und Kulturäußerungen dargestellt. Die Betonung emotionaler Elemente, die Konzentration auf die Literatur und auf die durch ihre direkte Wirksamkeit noch eindrucksvollere darstellende Kunst (Totentanz) berücksichtigen leider nicht die schon seit karolingischer Zeit in zahlreichen Quellen nachweisbaren Ideen der Sorge um das Seelenheil, die mit Totenmemoria, Gebetsgedenken und Seelstiftungen ebenso als eine durch Tod und Todesvorstellungen bestimmte »Kultur« betrachtet werden müssen.

Dieser Ansatz wird dankenswerterweise aufgenommen von Scott L. Taylor (»Pro Defunctis Exorare: The Community of the Living and the Dead in Jean Gerson's *Sermones de Omnibus Sanctis* and *de Mortuis*«, S. 297–309), der aus den Werken des dem Früh- und Hochmittelalter noch näher stehenden Jean Gerson die bestimmende Rolle der Kirche eruiert, die sich als Gesamtheit (*congregatio perfecta*) dazu verpflichtet sieht, der Seele des Sterbenden durch Gebet zu baldigem Eintritt ins Paradies zu verhelfen. Der Autor setzt sich damit deutlich von den Interpretationen von Philippe Ariès und Jacques Le Goff ab.

In sechs weiteren Beiträgen werden Todesvorstellungen anhand literarischer Zeugnisse analysiert. Dabei kommen nahezu umfassend alle Stände und Schichten der Gesellschaft in den Blick:

Daniel F. Pigg, »Imagining the Mass of Death in Chaucer's *Pardoner's Tale*: A Critique of Medieval Eucharistic Practices«, S. 263–276; Albrecht Classen, »Death, Sinfulness, the Devil, and the Clerical Author: The Late Medieval German Didactic Debate Poem *Des Teufels Netz* and the World of Craftsmanship«, S. 277–296; Sharon Diane King, »Je viens .../d'etranger contrée: Medieval French Comedy Envisions the Afterlife«, S. 339–355; Connie L. Scarborough, »Gallows Humor in the *Tragicomedia de Calisto y Melibea*«, S. 357–372; Thomas Willard, »Images of Mortality in Early English Drama«, S. 411–431; Cyril L. Caspar, »New Perspectives of the Early Modern Afterlife: The Last Pilgrimage in the Poetry of John Donne and Sir Walter Raleigh«, S. 433–456.

Die Darstellungen berühren u. a. die Werke von Caesarius von Heisterbach, Dante Alighieri, Meister Eckhart, Giovanni Boccaccio, Rogier van der Weyden, Hieronymus Bosch, Sebastian Brant, Erasmus von Rotterdam, Johannes Calvin, Christopher Marlowe und William Shakespeare.

Mit der im 18. und 19. Jahrhundert verbreiteten Furcht vor dem Scheintod beschäftigt sich Václav Grubhoffer (»Fear of Seeming Death in Eighteenth-Century Europe«, S. 491–517, mit Abb.). Veränderte Glaubenserfahrung und Fortschritte der Medizin stellen in dieser Zeit die rein biologischen Aspekte des Todes in den Vordergrund. Zeitgenössische, medizinisch gebildete Autoren (Christian Friedrich Garmann, »De miraculis mortuorum«; Josph Habermann, »De salubri



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sepultura») werden ebenso herangezogen wie literarische Beispiele (Edgar Allen Poe), in denen die Grausamkeit dieser Vorstellungen beherrschendes Stilmittel ist. Gleichzeitig entstehen aber bereits Vereinigungen, die sich der Lebensrettung verpflichtet sehen (Seenotrettung, Wiederbelebung Ertrunkener). Zu diesen vom Autor als »paradox of Enlightenment-era« bezeichneten Erscheinungen gehören auch die Bestimmungen zur Anlage von Friedhöfen durch Kaiserin Maria Theresia und Joseph II. von Österreich. Hier zeichnen sich bereits die Anfänge des heute vollständig der Medizin überlassenen Sterbens ab.

Der Band wird abgeschlossen durch Kurzbiogramme der Beitragenden, den Bildnachweisen und einem schmalen Index. Die Abbildungen in einzelnen Beiträgen sind leider nur Schwarz-Weiß-Drucke von teils sehr schlechter Qualität – angesichts des nicht geringen Preises für das Buch bleibt das unverständlich! Eine generelle Beurteilung der Aufsatzsammlung ist kaum möglich, da die einzelnen Untersuchungen sich nicht zu einem kohärenten Ganzen fügen und unterschiedliche Arbeitsweisen der vielen beteiligten Disziplinen eine wissenschaftliche Bewertung erschweren. Gleichwohl liegt hier ein Kompendium vieler interessanter bekannter aber auch neuer Aspekte vor, das einen lebendigen Einblick in einen im persönlichen und öffentlichen Denken gern vernachlässigten Themenbereich bietet.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Sebastian Dümmling, Träume der Einfachheit. Gesellschaftsbeobachtungen in den Reformschriften des 15. Jahrhunderts, Husum (Matthiesen) 2017, 250 S. (Historische Studien, 511), ISBN 978-3-7868-15112, EUR 39,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Ansgar Frenken, Ulm**

Die Umbruchszeit des späten Mittelalters, wie sie sich in der Krise der Kirche und des Reichs, im Aufbegehren des Gemeinen Mannes oder in der Formierung reformatorischer Anfänge widerspiegelt, beschäftigt die Forschung seit geraumer Zeit. Mit den verschiedenen Krisenerscheinungen, einzelnen Missständen bis hin zum gänzlichen Verfall, hatten sich indes schon die Zeitgenossen auseinandergesetzt. In »Reformschriften« – ein Begriff, den erst im späten 19. Jahrhundert Max Lenz prägen sollte – übten sie Kritik daran und suchten nach Lösungsmöglichkeiten. Dem Autor der vorliegenden Studie geht es nun weniger darum, eine weitere vergleichende Detailanalyse dieser Schriften vorzulegen, sondern er befragt diese auf ihren Nutzwert für das Konzept von Expertenkulturen. Im strengen Sinne ist seine Studie daher weniger eine historische, sondern nach eigener Aussage eine »wissenssoziologisch motivierte Arbeit« (S. 145). Hervorgegangen ist sie aus dem Göttinger Graduiertenkolleg »Expertenkulturen des 12.–16. Jahrhunderts«.

Dümmling gliedert seine Arbeit in vier Abschnitte, denen ein knappes Fazit folgt. Bereits in seiner Einleitung (S. 9–46) geht er auf die drei konstituierenden Problemkomplexe seiner Untersuchung ein, die er an drei Leitfragen ausrichtet (S. 15, 28, 39): »Was ist eine Reformschrift? Was ist eine Imaginationsgeschichte? Was ist ein Experte?« Dabei stellt er sich explizit die Frage, inwiefern die von ihm herangezogenen Texte aufgrund ihrer offensichtlichen Disparität und Offenheit überhaupt miteinander verglichen werden können (»Die Texte haben recht wenig gemeinsam, und doch gibt es *irgendetwas*, das sie *irgendwie* zusammenbringt«, S. 124). Dümmling legitimiert sein Vorhaben mit Hilfe des von ihm herangezogenen Expertenbegriffs, wobei er sich am Konzept der Expertenkulturen orientiert, wie es zuletzt Rexroth, Röckelein u. a. für die Mediävistik fruchtbar gemacht haben<sup>1</sup>. Ob es dafür aber notwendig gewesen ist, den eigenen theoretischen Zugriff in großer Ausführlichkeit und einer dem Leser den Zugang eher verstellenden wissenssoziologischen Fachsprache sowie zahllosen metasprachlichen Erwägungen auszubreiten, sei dahingestellt.

Anschließend erfolgen ein paar Reflexionen zum Begriff der »Reformen im Mittelalter – zwei Perspektiven« (S. 47–52), d. h. die Rückkehr zu einer vorbildhaften Vergangenheit oder eine heilsgeschichtlich orientierte Reform. Dümmling distanziert sich damit



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Z. B. Frank Rexroth, Expertenweisheit. Die Kritik an den Studierten und die Utopie einer geheilten Gesellschaft im späten Mittelalter, Basel 2008 (Freiburger Mediävistische Vorträge, 1); Hedwig Röckelein, Udo Friedrich (Hg.), Experten der Moderne zwischen Wissen und Erfahrung, Berlin 2012 (Zeitschrift des Mediävistenverbandes, 17 [2012/2]).

deutlich vom instrumentalisierten Reformbegriff des 19. und 20. Jahrhunderts und plädiert im Anschluss an Märtl<sup>2</sup> für eine möglichst weite Öffnung des Reformbegriffs, was ihm seine eigene Textauswahl erleichtert.

Im nachfolgenden dritten Abschnitt stellt er neun einzelne Reformschriften vor (»Reformschriften sind Texte – erste Quellenlektüre«, S. 53–123) und ordnet diese in ihren jeweiligen Entstehungskontext ein. Als Auswahlkriterium nennt Dümling »die größte gemeinsame Zustimmung seitens der Forschung« (vgl. S. 15f.), was aber nicht restlos zu überzeugen vermag. Die ersten drei (Niem; »Avisamentum« eines Anonymus; Vener) sind Texte, die ihre Entstehung dem Konstanzer Konzil verdanken, die folgenden vier (Schele; Kues; »Reformatio Sigismundi«; Toke) stehen in engem Bezug zum Basiliense, während die letzten beiden (Hermansgrün, »Somnium«; das »buchli« des sog. Oberrheinischer Revolutionärs) bestenfalls lockere Anknüpfungspunkte zum Wormser Reichstag von 1495 bieten. Damit öffnen sich zwei reichlich disparate Diskursräume, einerseits die Konzilien, andererseits ein Reichstag, was für Struktur und Absicht der Reformtexte zwangsläufig Konsequenzen gehabt haben dürfte. Hinzu kommt, dass Hermansgrüns »Somnium« und das »buchli« den Wormser Reichstag nur als Aufhänger nutzen und erst wesentlich später vollendet wurden. Zweifel an der Vergleichbarkeit dieser beiden Texte mit den anderen Schriften dürften damit nicht verstummen. Um die einzelnen Werke historisch zu verorten, stützt sich Dümling weitgehend auf die einschlägige Forschungsliteratur. Bereits an dieser Stelle verweist er auf Bezüge zur Expertenkultur, auf die er dann im vierten Abschnitt intensiver eingeht.

Charakterisiert werden die vorgestellten Schriften – trotz aller immanenten Unterschiede – als Expertisen für Experten, durch die Einfluss genommen werden soll. Denkt man jedoch an die eher begrenzte Öffentlichkeit auf Konzil und Reichstag und die geringe Verbreitung der Schriften – Veners »Advisamentum« ist in nur zwei Handschriften überliefert ebenso wie Hermansgrüns »Somnium«; das »buchli« scheint überhaupt keine unmittelbare Rezeption erfahren zu haben –, ist dieser Annahme Dümlings angesichts seiner Auswahl mit Skepsis zu begegnen.

Der auch seitenmäßig umfangreichste vierte Abschnitt »Reformschriften und Expertenulturen« (S. 124–213) bildet den eigentlichen Kern der Studie. Dümling untersucht hier, wie sich die Verfasser der Reformschriften selbst als »Experten« verstehen, wie sie die Gesellschaft beobachten, worin ihre Expertise besteht und wie sie sich in den Reformdiskurs einbringen. Das Ergebnis zeigt jedoch, dass das verwendete Vokabular erhebliche Probleme aufwirft: So dürfte zumindest mit Blick auf die historisch jüngsten Schriften (»Somnium«, »buchli«) eine Selbstbeschreibung der Autoren als Experten kaum zutreffen. Auch in einer Begriffserweiterung zum Experten-Intellektuellen dürften sich diese beiden Autoren kaum wiedererkennen können. Allein das Imaginationskonzept trägt etwas weiter und verschafft neue Einsichten.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>2</sup> Claudia Märtl, Der Reformgedanke in den Reformschriften des 15. Jahrhunderts, in: Ivan Hlaváček, Alexander Patschovsky (Hg.), Reform von Kirche und Reich zur Zeit der Konzilien von Konstanz (1414–1418) und Basel (1431–1449), Konstanz 1996, S. 91–108.

Auf den Titel »Träume der Einfachheit« wird nur am Rande eingegangen – anders als der in der Sache zutreffende Untertitel. Bestenfalls die beiden späten Reformschriften lassen sich als Träume deuten. Inwiefern zumindest diese eine Einfachheitsutopie ausdrücken, ist dem Rezensenten auch nur bedingt aufgegangen.

Daher stellt sich die grundsätzliche Frage, welchen Mehrwert Dümlings wissenssoziologischer Zugriff auf die Reformschriften bringt. Das scheint er selbst erkannt zu haben, wenn er etwa schreibt: »Trotz dieser Schwierigkeiten, die Texte als Expertisen und ihre Sprecher als Experten zu bezeichnen, hat sich das Experten-Konzept als nützliches analytisches Werkzeug erwiesen, um Fragen an das Material zu präzisieren« (S. 171). Fragt sich nur, wofür. Am ehesten überzeugt noch sein Blick auf die Imagination der Schriften: Dümling erkennt in ihnen einen moralischen Impetus, der sich an Religion und Heilsgewissheit orientiert und dadurch zum Gradmesser für die Reformbedürftigkeit von Institutionen wird. Insgesamt ist es dem Autor indes nur unzureichend gelungen, mit dem Konzept der Expertenkultur die Disparität der Texte aufzuheben und damit eine neue Vergleichsgrundlage herzustellen.

Dass die Lektüre überdies kaum zu einem Lesevergnügen werden wird, dürfte den Leserinnen und Lesern schnell deutlich werden. Dafür ein Beispiel: »Eine der Forschungsabsichten war es, zu rekonstruieren, welche Imaginationen von Gesellschaft die Reformschriften (re-)produzieren, wie die Texte also kollektives Sein als funktional geordnete Ganzheit denken« (S. 214). Geht es noch komplizierter? Eine hochartifiziel-szientistische Ausdrucksweise ebenso wie umständlich verschachtelte Satzkonstruktionen verlangen den Leserinnen und Lesern ein hohes Maß an Durchhaltevermögen ab. Erschwerend erweist sich der vom Autor als »Idealfall« bezeichnete »Dialog zwischen den Kapiteln 3 und 4« (S. 53). Die vielen Vor- und Rückverweise auf den jeweils anderen Abschnitt (ebenso innerhalb einzelner Abschnitte, meist ohne genauen Verweis in den Fußnoten) tragen eher nicht dazu bei, den Blick des Lesers auf das Zentrum der Untersuchung zu lenken.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Patron Saints of Early Medieval Italy. AD c. 350–800. History and Hagiography in Ten Biographies. Translated with an Introduction and Commentary by Nicholas Everett, Durham University (Institute of Medieval and Early Modern Studies) - Toronto (Pontifical Institute of Medieval Studies) 2016, XII–276 p., 2 col. pl. (Durham Medieval and Renaissance Texts and Translations, 5), ISBN 978-0-88844-565-0, EUR 30,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Thomas Granier, Montpellier**

Cet ouvrage réunit les traductions anglaises et les commentaires de dix textes hagiographiques du haut Moyen Âge italien, concernant neuf saints et l'archange Michel. Après une introduction générale (13 pages) suivent les textes (de 5 à 24 pages), chacun précédé de son introduction et commentaire (de 6 à 15 pages; l'introduction de la «Passion» d'Apollinaire de Ravenne est la plus longue, à cause de la complexe discussion des hypothèses de datation), 30 pages de sources et de bibliographie et un index.

Trois textes bénéficient d'éditions critiques récentes, dont deux dues à Nicholas Everett lui-même, la «Vie» de Sirus de Pavie (2002) et la «Passion» de Cetheus de Pescara (2015). Pour les autres, l'auteur utilise les «Acta Sanctorum» (4), les «Monumenta Germaniae Historica» (2) et l'«Italia Sacra» (1). Pour l'«Apparition» de Michel au Monte Gargano, il aurait pu utiliser l'édition plus récente donnée dans: Pierre Bouet, Giorgio Otranto, André Vauchez (dir.), «Culte et pèlerinages à saint Michel en Occident», Rome 2003 (qui figure dans la bibliographie), p. 1–4, accompagnée d'une traduction française, due à François Bougard, p. 7–10.

Quatre de ces hommes figurent dans la «Prosopographie de l'Italie chrétienne» (sous la direction de Charles et Luce Pietri et Janine Desmulliez, Rome 1999–2000): les évêques Eusèbe de Vercelli (353–369/370), Gaudentius de Novare (IV<sup>e</sup>–V<sup>e</sup> s.), Vigile de Trente (après 381–398–avant 404) et Zénon de Vérone (après 356–après 360?); Cetheus, qui mourrait en 590/591, n'est, lui, pas retenu comme sûrement attesté. Enfin, Barbat de Bénévent (probablement 663–681), est bien attesté, mais postérieur à la période couverte par la «Prosopographie». Huit de ces saints sont des évêques: outre Barbat et Zénon, Apollinaire, Gaudentius et Sirus sont des premiers évêques et Apollinaire, Cetheus, Eusèbe et Vigile sont aussi martyrs. Senzies de Blera, lui, est un ermite évangélisateur que sa Vie place au milieu du V<sup>e</sup> s. Huit personnages sont actifs et vénérés en Italie du nord; Barbat et Michel se rattachent au Mezzogiorno lombard. Cette hagiographie concerne surtout des personnages anciens (I<sup>er</sup>–IV<sup>e</sup> s.): ce sont les grands acteurs de la christianisation de la civilisation romaine tardive que l'on promeut comme patrons des cités (p. 1). Cette écriture hagiographique sert aussi à reconstruire les origines d'institutions ecclésiastiques que la profonde rupture des VI<sup>e</sup>–VII<sup>e</sup> s. (Guerre Gothique, peste, conquête lombarde et récession économique) coupe de leur passé (p. 4–5). Il s'agit là (comme l'absence totale de figure féminine) d'une caractéristique générale de l'hagiographie nord-italienne tardo-antique



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(depuis la promotion des sépultures des martyrs par Damase à Rome en fait) et alto-médiévale; l'exemple des »Dialogues« de Grégoire le Grand (rédigés en 593–594), consacrés à des saints récents (p. 4), est peu suivi.

Huit textes sont totalement anonymes; seule la »Vie« de Gaudentius évoque un commanditaire, l'évêque Léon de Novare, et seule celle de Zénon nomme un auteur, Coronatus. Nicholas Everett adopte une perspective politique et institutionnelle, désormais classique pour la lecture des textes hagiographiques: malgré la part de fiction (et au moins Apollinaire et Sirus sont des personnages fictifs), ils éclairent les intérêts et les intentions du milieu de leur composition: pour Gaudentius et Zénon, promouvoir le saint comme patron de la ville; pour Barbat, Senzius et Vigilius, revendiquer l'autorité épiscopale sur un sanctuaire; pour Cetheus, justifier une réorganisation ecclésiastique; pour Apollinaire, Michel et Sirus, revendiquer l'autonomie d'un sanctuaire ou d'un siège épiscopal, ou la supériorité hiérarchique de celui-ci. La »Passion« d'Eusèbe obéit à des motivations plus complexes. L'auteur y fait, à partir de nombreuses sources précédentes, une histoire de la lutte antiarienne en Italie au IV<sup>e</sup> siècle, de façon à montrer Vercelli en forteresse de la défense de la foi nicéenne: le concile d'Alexandrie (362) ferait d'Eusèbe et Athanase les responsables suprêmes du rétablissement de l'orthodoxie, respectivement en Occident et en Orient. Cette tentative de promotion de Vercelli échoue cependant: la figure d'Eusèbe est largement éclipsée par celle d'Ambroise, et c'est Milan qui devient la métropole de l'Italie du Nord.

Cette démarche visant à replacer chaque texte dans un contexte qui explique les motivations de sa rédaction permet à Nicholas Everett de dater, plus ou moins précisément, ces œuvres, du moins de formuler des hypothèses de datation argumentées. L'existence, historique ou fictive, des personnages s'étale entre des origines apostoliques imprécises (I<sup>er</sup> s.) et la seconde moitié du VII<sup>e</sup> s. (Barbat) – l'»Apparition« de l'archange Michel constituant un cas particulier: le personnage est atemporel, et la naissance du sanctuaire est située dans une Antiquité chrétienne extrêmement vague, avec des Napolitains encore païens alors qu'il existe déjà un évêque à Siponto; l'archéologie permet de dater le début du culte chrétien sur le site autour de 500. La rédaction des dix œuvres s'étale, elle, selon Nicholas Everett, entre le milieu du VI<sup>e</sup> (la plus haute des propositions pour la »Passion« d'Apollinaire) et le premier tiers du IX<sup>e</sup> s. (pour les textes sur Barbat et Eusèbe). Ni la chronologie des personnages, ni celle des rédactions ne coïncide donc vraiment ni avec la fourchette donnée par le titre du livre (v. 350–800), ni avec celle donnée aux premières lignes de l'introduction (500–850, p. 1): on se trouve là devant une hésitation que l'auteur aurait corrigé. De même, il reste quelques coquilles éparses, mais qui ne gênent pas la compréhension (sauf à la p. 176, où la chronologie des exils d'Athanase d'Alexandrie est rendue confuse: il faut lire 339–346 pour le second).

La bibliographie comporte 543 entrées (sources imprimées et renvois compris); le dépouillement a été poursuivi jusqu'en 2014, Nicholas Everett citant en outre trois de ses propres articles de 2015 et une thèse soutenue dans son université (Toronto) en 2016. Au sujet de Barbat, il ne mentionne pas l'article de Federico Corrubolo, Una nuova ipotesi di datazione della Vita Barbatii episcopi Beneventani, dans: Rivista storica del Sannio, 3. Ser., 13/1 (2006), p. 47–62, qui propose, de façon très convaincante, une rédaction échelonnée en plusieurs phases, entre le milieu du IX<sup>e</sup> et la fin du Xe siècle (puisque la Vie cite un diplôme



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

du prince Pandolf de Capoue et Bénévent de 978). Malgré quelques défauts mineurs, qui révèlent que le livre aurait bénéficié d'une dernière relecture scrupuleuse, cet ouvrage non seulement permet de lire, de façon désormais contextualisée, des sources difficiles d'accès et quasi-inconnues en-dehors des spécialistes de l'hagiographie italienne, mais aussi fournit une très abondante bibliographie; il donne surtout de solides exemples de méthode critique en ce qui concerne la datation des textes et l'interprétation de leurs enjeux; pour ces raisons, il sera extrêmement utile tant aux chercheurs utilisant des sources hagiographiques qu'à tous les historiens de l'Italie tardo-antique et alto-médiévale.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2018.1.45546](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45546)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**K. Patrick Fazioli, *The Mirror of the Medieval. An Anthropology of the Western Historical Imagination*, New York, Oxford (Berghahn) 2017, X–195 p., 2 plans, 6 fig. (Making Sense of History. Studies in Metahistory, Historiography, Historical Culture, and Intercultural Communication, 29), ISBN 978-1-78533-544-0, GBP 78,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Josh Timmermann, Vancouver, BC**

That historians of medieval Europe (and perhaps especially of the earlier Middle Ages) have drawn liberally from the theoretical and methodological toolkits of anthropology, as well as from the data of ethnographic studies, has scarcely gone unnoticed. While some medievalists have simply found it useful to heuristically »think with« the likes of Mauss, Lévi-Strauss, Douglas, Turner, and Geertz, others have borrowed more substantively from modern, fieldwork-based accounts of cultures with »premodern« characteristics ostensibly analogous to medieval Europe, in order to test hypotheses concerning, among other topics, the functions of ritual, gift-giving, or social and familial structures. Their tristes tropiques, so to speak, were Merovingian Gaul, Visigothic Spain, and Bede's post-Roman Britain, divided among various bretwalda-chieftains. The problematic assumptions, and (allegedly cryptotheological) intellectual genealogy, underlying such cross-disciplinary endeavors fueled one of the more notable controversies in twenty-first-century medieval historiography, ignited by Phillipe Buc's radically skeptical »The Dangers of Ritual. Between Early Medieval Texts and Social Scientific Theory« (2001). Yet, in contrast to this interest, appropriation, and debate, anthropologists – K. Patrick Fazioli suggests – have typically ignored both modern scholarship on the Middle Ages and the Middle Ages themselves. Because medieval historians are concerned with subjects that are seemingly hermetically European and seemingly (almost) exclusively Christian, their work has long been assumed to be of little interest for anthropologists studying the non-European, non-Christian »Other«. Meanwhile, the European Middle Ages are likewise dismissed as effectively irrelevant to the history of anthropological inquiry due to the broadly shared assertion that the discipline of anthropology is inherently modern.

In »The Mirror of the Medieval«, Fazioli – writing as an experienced anthropologist with a strong background in both medieval history and archaeology – vigorously challenges these views and reflects on their consequences. The first part of the book, comprising three chapters, argues for what Fazioli terms an »anthropology of historicity«, that is, a critical, de-naturalizing approach to (modern, Western) historical thinking. In Chapter 1, Fazioli contends that while anthropologists, in recent decades, have fruitfully problematized nearly every aspect of Western culture that had once been regarded as natural, normal, or even universal, the assumption of history's general reliability and



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

utility – history as *magistra vitae* – has been conspicuously accepted by anthropologists. Fazioli attributes this problem, in part, to the often-remarked ambiguity of on the one hand history as all past times and events and on the other hand historiographical writing – a perennial point of confusion in English, which lacks, for instance, the German language's distinction between *Historie* and *Geschichte*. The consequence of this ambiguity, at least for Anglophones, is that a mode of historical thinking – typically, »linear, singular, [with a] spatialized conception of historical time« – that may, perhaps, be peculiar to the modern West has been conflated with the past itself, and together tacitly accepted as irreducible givens. As an antidote to the primacy accorded to this type of historical thinking, Fazioli suggests that the theoretical tools and material-centered data of archaeology can help anthropologists to engage with other possible temporalities. By this means, scholars may be better equipped to critique the notion that »history has a singular, inescapable trajectory«, an assumption that has carried profound consequences for modern projects of colonization and state formation – and for the pragmatic deployments of the past that have enabled these projects.

The foundations for such modern uses of the past are the subject of Fazioli's second chapter, which begins with a brief synopsis of the traditional/popular view of the Middle Ages as a »dark« period dividing Greco-Roman antiquity from its ostensible rebirth in the Renaissance. Fazioli proceeds to show the ways in which this fundamentally negative conception of medieval Europe was constructed, discussing, first, the prerogatives and strategies of Petrarch and subsequent scholars like Leonardo Bruni and Giovanni Andrea Bussi. Little in this brief discussion will be new or surprising to historians of medieval or early modern Europe, but Fazioli's summary of this discursive phenomenon may be useful to anthropologists with different areas of focus. Drawing heavily from anthropologist Johannes Fabian's classic study, »Time and the Other. How Anthropology Makes Its Object« (1983) as well as from historian Kathleen Davis's more recent monograph, »Periodization and Sovereignty. How Ideas of Feudalism and Secularization Govern the Politics of Time« (2008), Fazioli draws potent connections between the ideological function of the medieval »Other«, initially fashioned as such by Renaissance humanists, and the colonial, non-Western »Other«. As Fazioli clearly and articulately shows, these respective »Others« can both be regarded as far removed from modern »civilization« precisely because the spatio-temporal metaphor, whereby perceived difference is equated with »distance«, has become so deeply embedded in modern historical thinking. Fazioli might have benefitted much here from more engagement with recent theoretical work on the concept and rhetoric of »historical distance«, spearheaded, in particular, by Mark Salber Phillips. This important work dovetails in key respects with Fazioli's argument, while challenging some of his conclusions – showing, for instance, that the strategies and uses of distantiation in historiography (the spatio-temporal historical time that Fazioli critiques) have remained dynamic, malleable, and subject to changing political and intellectual circumstances across the centuries of Western modernity, even as they



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

have continuously contributed to the reification of an historical master-narrative of linear progress toward civilization.

Fazioli's third chapter provides another cogent reason why anthropologists should pay closer attention to the European Middle Ages: because, contrary to the disciplinary lineages typically presented by anthropologists, substantive engagement with anthropological questions can be detected in certain examples of medieval ethnographic writing itself. In contrast to Isidore of Seville's »Etymologiae« and »The Travels of Sir John Mandeville«, often noted for their bizarre and often monstrous representations of (probably unencountered) »Others«, Fazioli turns to the relatively sober, first-hand accounts of Wales and the Mongol empire found in, respectively, Gerald of Wales' »Descriptio Kambriae« and William of Rubruck's »De moribus Tartarorum«. This chapter, adapted from an earlier, excellent article by Fazioli, is sensitive in its analysis of these texts and generally convincing, at least from a medievalist historian's standpoint. Fazioli's essential point is that, rather than any real epistemic rupture dividing medieval from modern thought and suddenly facilitating anthropological inquiry, there was significant continuity across these (arbitrarily demarcated) periods. The medieval's specular function in modern discourse has been roughly comparable to that of Edward Said's Orient. By paying closer attention to the actual texts and material traces of the Middle Ages, Fazioli suggests that anthropologists will recognize this commonality, and will better understand its intimate ideological connection to the implicit privileging of modern historical thinking, on the one hand, and the particular structures of Western power and domination, on the other hand.

The book's second part consists of case studies, demonstrating the critical, alternate approaches to studying the past and problematizing normative historical thought that Fazioli advocates in Part I. Building from his dissertation research, Fazioli focuses on the eastern Alpine region, and how the variable emplotment of this region's early medieval past has been appropriated to very different ends by nineteenth-century German imperialists, followed, in turn, by the Nazis (chapter 4) and by Slovenian nationalists (chapter 5). While the former sought to show that the Slavic groups of this region had no culture of their own, but only benefitted from the importation of Germanic (in the first place, Frankish) culture, the latter have identified an apparent golden age of proto-Slovenian civilization between the dissolution of the Roman Empire and the beginnings of oppressive Germanic rule. These opposed readings of the past are symptomatic of the ambiguity, inherent subjectivity, and relative paucity of written sources for the early medieval eastern Alpine region. At the same time, such approaches also stem from the long-held modern belief that the origins of European ethnicities can be located in the post-Roman landscape. In recent decades, historians such as Patrick Geary, Walter Pohl, and Helmut Reimitz have done much to dismantle this dangerous belief, and few serious scholars would explicitly operate from it today. Yet, in popular consciousness, the notion of ethnically homogeneous »barbarian« tribes continues to hold some romantic appeal, not least among resurgent right-wing nationalist factions. Building from the wealth of recent scholarship on the



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»transformation of the Roman world«, Fazioli argues that issues of (Latin vs. German vs. Slavic) ethnicity can be fruitfully confounded through a focus on »communities of practice«. Rather than trying to determine the extent to which early medieval gentes ever constituted discrete ethnic groups, Fazioli deftly sidesteps this thorny issue by showing instead how technological choices for creating, e.g., coarse-ware pottery varied over both time and space across the eastern Alpine region between ca. 300 and 900. The highly localized patterns of material production that Fazioli sketches complicate ethnicity-centered accounts, providing a more nuanced image of this region in the early Middle Ages and bolstering Fazioli's case for using archaeological evidence as a check on text-based histories.

The seventh and final chapter mounts a similar case for drawing upon archaeological methodology and theory to challenge standard narratives of »Christianization«. Fazioli returns to his book's initial discussion of a linear, spatio-temporal scheme, and how its assumed dominance obscures other ways of experiencing time and assessing change vis-à-vis continuity. Here, the naturalization of »historical time« is tied to the purportedly all-pervasive triumph of Christianity across medieval Europe – a process that Fazioli, noting the continuing importance of pagan sacred sites and their sometime pragmatic refashioning by ecclesiastical leaders, suggests was more uneven and partial than some scholars once believed. Of course, the idea of uniform and total »Christianization« has long been questioned and qualified by historians of Late Antiquity and the early Middle Ages, who have recognized this characterization of orthodox European Christendom as aspirational and performative in the texts of ambitious Christian writers. Frustrating any attempt to quantitatively measure the extent of »Christianization« is – above all – the problem of determining what Christianity was or what it meant in different times and places. Fazioli hints at this complex problem in his discussion of »syncretism«, although this term is itself somewhat questionable and too loosely employed in its application here. While such a comparison may indeed be helpful toward making the early medieval context readily intelligible and attractive to anthropologists, this should not be achieved at the expense of the substantial differences between early medieval Europe and modern, non-Western contexts that anthropologists have recognized as »syncretistic«.

Such misgivings aside, Fazioli's book, on the whole, marks a vital and welcome contribution to interdisciplinary engagement, connecting academic »communities of practice« that really should be in closer, if cautious, conversation. One can only hope that more anthropologists will follow Fazioli's call for an »anthropology of historicity« and, in particular, for greater consideration of the ideological stakes underlying the production of historical knowledge about medieval Europe. Perhaps, then, through such cross-disciplinary dialogue, medieval historians might begin to repay their long-standing debt to anthropology.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Horst Fuhrmann, Papst Gregor VII. und das Zeitalter der Reform. Annäherungen an eine europäische Wende. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Martina Hartmann, unter Mitarbeit von Anna Claudia Nierhoff und Detlev Jasper, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2016, X–596 S., 11 farb. Abb. (Monumenta Germaniae Historica. Schriften, 72), ISBN 978-3-447-10162-2, EUR 80,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Patrick Corbet, Nancy/Metz**

Aucun médiéviste n'ignore l'ampleur de l'œuvre historique du professeur Horst Fuhrmann (1926–2011), président des Monumenta Germaniae Historica de 1972 à 1994, correspondant étranger de l'Institut de France depuis 1998. Ses travaux sur la Donation de Constantin, qu'il réédita en 1968, sur les Fausses Décrétales du Pseudo-Isidore, dont il rénova l'étude (1972–1974), ou encore sa publication de l'impressionnant [colloque de 1986 sur les faux et les faussaires au Moyen Âge](#) sont connus de tous. On ne s'étonnera donc pas que les MGH, dans le cadre de leur prestigieuse série des »Schriften«, aient veillé, sous la direction de Martina Hartmann, à une réédition d'articles du savant, autour du thème majeur qu'il scruta, celui de la réforme de l'Église et de son principal inspirateur, Grégoire VII.

On trouvera donc dans ce beau volume relié 28 articles édités entre 1965 et 2003, avec pagination primitive dûment indiquée et index (où l'on a la surprise de voir Agnès de Poitou indiquée comme concubine de l'empereur Henri III). En fin de volume figure la bibliographie de l'historien, numérotée et classée thématiquement (elle se termine par les éloges funèbres de l'érudit). La préface signale que Horst Fuhrmann avait préparé cette édition et donc fait lui-même le choix des contributions republiées, qui alternent entre rapports généraux, sans notes, et articles d'érudition aux généreux bas de page. L'axe des analyses est naturellement celui du droit canonique, toujours replacé dans son contexte politique, ecclésiologique et social.

Les articles sont classés en deux parties égales de 14 unités, la première centrée sur Grégoire VII et l'esprit de la réforme de l'Église, la seconde examinant diverses sources d'époque. Le premier ensemble, de contenu plus général, concerne le pape réformateur et le »Dictatus papae«, texte emblématique de son pontificat (n° 3 et 4), ainsi que son presque successeur Urbain II (n° 10 et 11) et aussi l'œuvre et la personnalité de Manegold de Lautenbach (n° 12 et 13). S'y lisent aussi des mises au point sur l'universalité de l'Église romaine (n° 5), la prétention des papes à une image impériale (n° 6), les conciles œcuméniques (n° 7) et la sainteté fonctionnelle des pontifes (n° 8). Cette partie initiale comprend des études qui, ayant fait date, sont couramment citées dans la littérature de recherche internationale. Le grand rapport de synthèse de 1985 (n° 1) rappelle que les décisions de Grégoire VII ont été motivées par des conceptions religieuses et non par des principes juridiques estimés intangibles. Les analyses conduites sur le »Dictatus papae« insistent sur le fait que le pape était ni plus, ni moins expert en droit canonique que ses prédécesseurs et soulignent sa tendance à systématiser et durcir les prescriptions. Sur Eudes de Châtillon-Urbain II, qui a souvent retenu le



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

médiéviste, on relève d'abord la mise au point (n° 10) sur le débat de Gerstungen (1085) entre clercs impériaux et romains, leur divergence venant en premier lieu de l'utilisation de collections canoniques d'âge et d'organisation opposés. Suit l'important article (n° 11) sur les idées du pape de la croisade sur le mouvement des chanoines réguliers, alors en pleine évolution. L'édition de quatre documents importants termine cette contribution bien connue.

La deuxième partie, de dimension comparable, analyse de manière plus monographique plusieurs textes d'époque réformatrice. En raison de leur moindre notoriété, en France du moins, on en précisera plus nettement le contenu. Quatre articles (n° 15 à 18) portent sur le biographe de Grégoire VII, Paul de Bernried († vers 1150). Respectivement: sur le rapport entre la vita du pape et son célèbre registre de lettres; sur la diffusion de la biographie; sur l'autre œuvre de Paul, la *vita B. Herlucae*; enfin sur des analyses modernes de l'auteur médiéval. La consultation de la bibliographie d'Horst Fuhrmann montre qu'il s'agit là d'un de ses centres d'intérêt les plus anciens, abordé au début de sa carrière.

Des contributions portant sur diverses collections canoniques réformatrices suivent. Ainsi (n° 19) sur le petit traité »De ordinando pontifice« de 1047–1048, d'origine française sans doute et très antisalien. Horst Fuhrmann insiste sur son caractère finalement isolé et marginal. La collection en 74 titres, considérée souvent comme le »premier code juridique de la réforme pontificale«, fait l'objet d'une étude (n° 20) où est revu le rôle de source joué par les Fausses Décrétales du Pseudo-Isidore. Le dossier n° 21 concerne un manuscrit du XI<sup>e</sup> siècle de la Donation de Constantin, tandis que les deux suivants s'attachent à des discussions grégoriennes relatives à des lettres du pseudo-Clément. Les papes des années 1100 Urbain II et Pascal II sont évoqués (n° 14) à partir de lettres transmises par la collection dite »Polycarpus«. Toutes deux concernent la France actuelle (Grenoble et Maguelonne).

Les articles n° 25 et 26 partent de formules attribuées à l'archevêque Adalbert de Hambourg-Brême (1043–1072). L'une semble le décrire souhaitant ériger autour de son siège une province de douze évêchés. Horst Fuhrmann montre que la phrase dérive d'un texte des Décrets pseudo-isidoriens et que cette conception d'un modèle idéal de douze diocèses avec ou autour d'un archevêque a circulé au Moyen Âge. On la retrouve par exemple évoquée en Belgique seconde lors de la recreation par Urbain II du siège d'Arras en 1094. L'autre réinterprète, en la privant heureusement de tout caractère trivial ou cynique, la formule *si non caste, tamen caute* relative au mariage des clercs: le dernier adverbe fait en réalité référence aux règles du mariage chrétien.

Le recueil s'achève (n° 28) par une analyse de la fable dite du pape Léon et de l'évêque Hilaire. Ce pontife non identifié, hérétique, aurait été confondu en concile par Hilaire de Poitiers et conduit à une mort honteuse. Horst Fuhrmann y voit un écho de la controverse entre Léon I<sup>er</sup> et Hilaire d'Arles en 445, transformé en miracle de saint Hilaire de Poitiers renforcé par les légendes des trépas accablants de Judas et d'Arius. Le récit, passé entre autres dans la »Légende dorée«, est à l'origine de représentations iconographiques, par exemple sur un tympan de l'église de Semur-en-Brionnais, du XII<sup>e</sup> siècle, commodément reproduit dans le cahier de dix illustrations qui achève ce livre assurément de la meilleure valeur et de la plus grande utilité.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Alain Galonnier (éd.), Le De scientiis Alfarabii de Gérard de Crémone. Contribution aux problèmes de l'acculturation au XIIe siècle (édition et traduction du texte). Préface de Jean Jolivet. Postface de Max Lejbowicz, Turnhout (Brepols) 2015, 374 p. (Nutrix. Studies in Late Antique Medieval and Renaissance Thought/Studi su pensiero tardoantico medievale e umanistico, 9), ISBN 978-2-503-52860-1, EUR 90,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Christof Paulus, München**

»Jeder Wissenserwerb setzt sich aus zwei Dingen zusammen: Zuerst muss das zu Wissende verstanden und dessen begriffliche Definition in der Seele abgelegt werden; dann kann über das, was verstanden und in der Seele abgelegt wurde, ein wahres Urteil getroffen werden.« Dieser Stufenprozess von speichernder Enkodierung und elaborierendem Abrufen gespeicherten Wissens, wie ihn hier der islamische Gelehrte al-Fārābī im 10. Jahrhundert profilierte, hat noch heutzutage in der Psychologie sowie der Gedächtnisforschung nichts von seiner Grundsätzlichkeit verloren. Geboren etwa 870 n. Chr. vielleicht im heutigen Kasachstan, vielleicht aber auch in Afghanistan, übersiedelte al-Fārābī nach der Jahrhundertwende mit seinem Lehrer, einem nestorianischen Christen, nach Bagdad. Reisen führten ihn nach Damaskus oder Ägypten, ehe er dann in das Gefolge des späteren Hamanidenfürsten Saif ad-Daula trat und nach Aleppo kam, wo die meisten seiner Werke entstanden. Vermutlich von Straßenräubern auf dem Weg von Damaskus nach Asqalān erschlagen, starb al-Fārābī 950 n. Chr. So wenig wir Genaues und Sicheres von seinem Leben wissen, so groß ist die Anzahl der von ihm hinterlassenen oder ihm zugeschriebenen Schriften aus ganz unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen: Musik, Theologie, Philosophie, Kosmologie, Medizin, Biologie, Geografie usw., wenn weitgehend moderne Kategorisierungssysteme angewandt werden.

Folgend seinem eigenen, oben zitierten Kategorisierungsdiktum beschrieb al-Fārābī die seinerzeit bekannten Wissenschaften, charakterisierte sie nach ihren Funktionen und teilte sie in fünf jeweils untergliederte Felder ein: Grammatik, Logik, Mathematik, Naturwissenschaft und Metaphysik sowie Politik, (islamische) Rechtslehre und Systematische Theologie (des Islam). Dadurch erhielten die Wissenschaften ihren Eigenwert im Spannungsfeld zwischen Glauben und Wissen. Es erfolgte ein Einbau des Wissens in die arabisch-islamische Kultur, eine Integration griechischen Denkens. Für al-Fārābī gab es nur eine Wahrheit, die sich ausdrückte in der Philosophie wie den Wissenschaften, dies aber durch eine jeweils verschiedene Sprachlichkeit. So ist für den Denker der ideale Herrscher nach islamischer Umformung Platons Philosoph und Prophet zugleich. Von jener Schrift al-Fārābīs, in der er die Wissenschaften in stark deskriptiver Weise katalogisierte, gibt es zwei miteinander zusammenhängende Übersetzungen des 12. Jahrhunderts, beide aus der »Übersetzerschule von Toledo«, die eine jeweils nicht unbedeutende Strahlkraft entfalteten und somit im



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bereich des Kultur- und Wissenstransfers für die Forschung seit geraumer Zeit von hohem Interesse sind: Dominicus Gundissalinus, der Exzerpte aus al-Fārābī's Schrift vornahm, und Gerhard von Cremona. Nach der Edition und deutschen Übersetzung Franz Schupps aus dem Jahre 2005<sup>1</sup> hat nun Alain Galonnier, der am Centre Jean Pépin tätig und durch einschlägige Arbeiten zum Wissenstransfer des Mittelalters und zur Hybridität der Kulturen ausgewiesen ist, abermals den Text Gerhards mit einer (französischen) Übersetzung herausgebracht. Der wesentliche Fortschritt im Vergleich zur Ausgabe Schupps ist die Korrelation mit einer weiteren Handschrift, dem spätmittelalterlichen »Admontensis«. So fußt die Edition nun neben der Pariser Leithandschrift und den Codices aus Graz und Brügge auf insgesamt vier Textzeugen. Inwiefern es sinnvoll war, auch die Zeichensetzung des Parisinus, /que/ statt /quae/ etc., /u/ statt /v/ im Anlaut o. a. nachzuzeichnen, darüber lässt sich streiten. Die toledanische Übersetzungstechnik (*verbum verbo*), welche dazu führte, dass syntaktische Eigenheiten des Arabischen ins Lateinische überführt wurden, sucht auch die französische Übertragung in Ansätzen nachzuzeichnen, ohne dabei auf Lesbarkeit zu verzichten. Ob sich Gerhard, wie bei anderen Texten nachweisbar, auch bei »De scientiis« eines arabischen Gehilfen bediente, kann nicht gesagt werden. Dass Gerhard nicht selten dasselbe arabische Wort mit mehreren lateinischen Äquivalenten umschrieb, sollte gewiss eher seiner philologischen Professionalität denn seinem Unwissen zugeschrieben werden.

Da al-Fārābī in einer berühmten Stelle von »De scientiis« eine falsche Etymologie von griechisch #####/lateinisch sophista (vgl. S. 206) liefert, ging die Forschung von eher dürftigen Griechischkenntnissen des arabischen Denkers aus, der seine Informationen wohl mehrheitlich aus arabischen Übersetzungen griechischer Texte gewonnen habe. So sind beim Wissenstransfer insgesamt mehrere Filter anzunehmen, die Alain Galonnier in einer breiten vorgeschalteten Studie auch nachzeichnet. Der Schwerpunkt des Interesses gilt dabei der Rezeptionsgeschichte von Gerhards Übersetzung in der lateinischsprachigen Welt (S. 77–146), die der Autor vornehmlich bis ins 13. Jahrhundert gründlich verfolgt. Roger Bacon, Bonaventura, Vinzenz von Beauvais spielen hierbei ebenso eine gewichtige Rolle wie Richard von St. Viktor, Michael Scotus oder Robert Kilwardby. Sinnvollerweise zieht Galonnier hier die gekürzte und ungleich wirkmächtigere Fassung des Gundissalinus mit in seine Betrachtungen ein. Ob das Verhältnis der beiden Toledaner Übersetzer notgedrungen von Rivalität beeinflusst war, sei dahingestellt.

Insgesamt liegt mit dieser Ausgabe die maßgebliche Edition nebst gründlichem Kommentar von Gerhards lateinischer Übertragung vor. Bezüglich der Übersetzung wird man künftig und parallel gewiss auch die Ausgabe Schupps noch zu Rate ziehen, ebenso was die dort geäußerten Überlegungen zur »Toledaner Übersetzungsschule« betrifft. Die bedeutende Begleitstudie der vorliegenden Ausgabe, welche auch die nicht gerade zahlreichen biografischen Informationen zu al-Fārābī, Gundissalinus und Gerhard von Cremona zusammenträgt, wird durch ein zuverlässiges Register erschlossen. Ein Katalog der beigezogenen Handschriften von Admont bis Teheran und Wien beendet das Werk.

<sup>1</sup> Al Fārābī, Über die Wissenschaften/De scientiis. Nach der lateinischen Übersetzung Gerhards von Cremona, hg. und übers. von Franz Schupp, Hamburg 2005 (Philosophische Bibliothek, 568).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Erstrebenswert für das Phänomen des Wissenstransfers wäre langfristig eine dreisprachige Edition, ist doch al-Fārābī's Text auch in einer hebräischen Übersetzung überliefert. Doch ist eine solche Synopse dreier zentraler Wissenschaftssprachen des Mittelalters nur in transdisziplinärer Anstrengung zu lösen, versprache aber einen großen Forschungsgewinn zu kulturellen Transformationsprozessen, die maßgeblich von einem arabischen Denker ausgelöst wurden, der in der islamischen Welt als »zweiter Aristoteles« galt.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45549](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45549)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Antonella Ghignoli, Wolfgang Huschner, Marie Ulrike Jaros (Hg.), Europäische Herrscher und die Toskana im Spiegel der urkundlichen Überlieferung (800–1100)/I sovrani europei e la Toscana nel riflesso della tradizione documentaria (800–1100), Leipzig (Eudora-Verlag) 2016, 270 S., 4 Beilagen, 81 Abb., 17 Tab., 8 Kt., 6 Diagr. (Italia Regia – Fonti e ricerche per la storia medievale, 1), ISBN 978-3-938533-33-8, EUR 89,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Herbert Zielinski, Gießen**

Der sich gediegen präsentierende Sammelband im Folioformat und Leineneinband mit Silberprägung vereint mehrheitlich die Beiträge eines gleichnamigen Workshops, der 2009 in Leipzig stattfand. Hervorgegangen ist diese Tagung aus dem seit 2001 laufenden Datenbankprojekt »Italia Regia«, das – ursprünglich konzipiert von François Bougard (Paris) – unter Leitung eines Gremiums von sechs renommierten Diplomatikern und Diplomatikerinnen aus Italien (Giulia Barone – Rom, Flavia De Rubeis und Stefano Gasparri – Venedig, Antonella Ghignoli – Florenz), Frankreich (François Bougard) und Deutschland (W. Huschner) in Leipzig angesiedelt ist. Das ehrgeizige Unternehmen hat sich vorgenommen, die Herrscherurkunden des 7. bis 11. Jahrhunderts für Empfänger im Regnum Italiae in Form von erweiterten Regesten – in Anlehnung an Paul Kehrs »Italia Pontificia« nach dem Empfängerprinzip – systematisch zu erfassen und unter neuen Fragestellungen, die vor allem die äußeren Merkmale in den Fokus rücken, zu untersuchen. Ausgehend von der Erkenntnis, dass Herrscherurkunden nicht nur Rechtsdokumente, sondern hochkomplexe Medien darstellen, die vielfältige »Botschaften« transportieren, sollen die Beziehungen der beteiligten Eliten untereinander im Spiegel dieser Urkunden ausgelotet und textuell wie auch grafisch vermittelt werden.

Nach einem dreisprachigen kurzen Vorwort, für das F. Bougard, A. Ghignoli und W. Huschner firmieren (S. 9f.), und einer knappen, von W. Huschner verfassten Einleitung (S. 11f.), folgen 13 Beiträge, von denen sieben von italienischen und vier von deutschen Autoren stammen. Hinzu kommen zwei Aufsätze aus der Feder von F. Bougard. In inhaltlicher Hinsicht wird dem Leser ein bunter Strauß unterschiedlicher Themen präsentiert, in dem größere Übersichtsartikel neben Einzeluntersuchungen in weitgehend chronologischer Ordnung aufeinander folgen.

Den Reigen eröffnet F. Bougard mit grundsätzlichen Überlegungen zu seinem Spezialgebiet, den Gerichtsurkunden, wobei sein Blick nicht auf die Toskana beschränkt bleibt: »Diplomes et notices de plaid: dialogue et convergence« (S. 15–22). Die früh verstorbene Leipziger Schülerin Huschners, Karina Viehmann, die noch an der Redaktion des Bandes mitgewirkt hat, erschließt uns in ihrem weit ausgreifenden, mit mehreren instruktiven Karten ausgestatteten Beitrag die gesamte herrscherurkundliche Überlieferung in der Toskana in der Übergangsphase vom fränkisch-karolingischen zum ottonischen Regnum Italiae: »Die Herrscherurkunden für die Toskana



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

im nachkarolingischen Regnum Italiae (888–926)« (S. 23–36). Den zahlreichen Herrscherurkunden für das bedeutende, im Grenzgebiet zum päpstlichen Einflussgebiet in der südlichen Toskana liegende Kloster San Salvatore am Monte Amiata widmet sich Sebastian Roebert, wobei er ausführlich auf die Fälschungsproblematik mehrerer Urkunden eingeht: »Herrscherurkunden des 9. und 10. Jahrhunderts für das Kloster San Salvatore al Monte Amiata: Eine Bestandsaufnahme« (S. 37–53). Giulia Barone informiert in ihrem kurzen Beitrag über die Rolle der aus Burgund stammenden Kaiserin Adelheid († 999), der Gemahlin Ottos d. Gr., bei der Privilegierung mehrerer Klöster durch Kaiser und Papst unter dem Aspekt der »libertas ecclesiae«: »La documentazione imperiale e papale a favore dei monasteri toscani nel X secolo: il ruolo di Adelaide di Borgogna« (S. 55–58).

Antonella Ghignoli zeigt, dass das Privileg Ottos des Großen für S. Salvatore a Sesto (südlich von Lucca), das in der Diplomata-Edition der MGH dem Kloster S. Ponziano in Lucca zugeschrieben wurde (diese Zuordnung hatten schon Paul Kehr und Friedrich Schneider bezweifelt), wahrscheinlich von einem Empfängerschreiber verfasst und geschrieben wurde: »Italia Regia – Etruria – Lucca. Un nuovo diploma per l'abbazia di S. Salvatore a Sesto: D O. I. 270« (S. 59–76). Mit der Person des Bischofs Ubert von Parma (960–980), der 966 Erzkanzler Ottos des Großen wurde und diesem bei der Reorganisation der Toskana beistand, befasst sich Paolo Tomei, »Coordinamento e dispersione. L'arcicancelliere Uberto di Parma e la riorganizzazione ottoniana della marca di Tuscia« (S. 77–85). Dass man im späteren Mittelalter mit gefälschten ottonischen Urkunden in der juristischen Auseinandersetzung um strittige kommunale Rechte sich Vorteile verschaffen wollte, zeigt Andrea Antonio Verardi am Beispiel einer Pisaner Familie: »I nobili di Ripafratta e tre diplomi di Ottone III. Diplomi imperiali e strategie di legittimazione nobiliare nel tardo medioevo« (S. 87–112, mit Neuedition von D O. III. 382). Nicolangelo D'Acunto geht in seinem kurzen Überblick den Beziehungen der Markgrafen der Toskana mit den salischen Herrschern nach: »I rapporti tra i marchesi di Toscana e i sovrani salici nel riflesso di diplomi e placiti (1027–1100)« (S. 113–118).

Die Verhandlungen der beteiligten Parteien im Vorfeld der Ausstellung einer Herrscherurkunde am Beispiel Konrads II. hat Wolfgang Huschner analysiert: »Empfänger – Vermittler – Schreiber. Die inhaltliche und grafische Entstehung der Diplome Konrads II. (1024–1039) für Destinatäre in der Toskana« (S. 119–134). Den speziellen Schutzbriefen seines Nachfolgers Heinrich III. für italische Empfänger widmet sich Claudia Hentze in ihrem mit zahlreichen statistischen Tabellen und zwei Karten ausgestatteten Überblicksartikel: »Königsschutz und Immunität. Die Muntbriefe Kaiser Heinrichs III. – eine Bestandsaufnahme« (S. 135–148). Silio P. P. Scalfati behandelt in seinem auf Deutsch verfassten Beitrag die Entwicklung des Formulars der nichtherrscherlichen »Privaturkunden« im Raum Pisa vom Beginn des 8. bis zum Auftauchen des Notariatsinstruments zu Beginn des 13. Jahrhunderts, womit er das Generalthema sowohl in inhaltlicher wie zeitlicher Perspektive weit hinter sich lässt: »Diplomatische Anmerkungen zu den mittelalterlichen Urkunden der Pisaner Archive« (S. 149–163). Den umfangreichsten Aufsatz steuert F. Bougard bei, der nach einer Einführung in Gattung und Geschichte der Gerichtsurkunden und ihrer Erforschung (S. 165–178) eine nützliche Liste der Placita für toskanische Empfänger in Regestenform vorlegt, wobei man unter

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45550](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45550)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

den aufgeführten Regestenwerken neben Hübner die aktuelleren Regesta Imperii I, 3, 1–3<sup>1</sup> vermisst (S. 179–210). Im letzten Beitrag stellen Antonella Ghignoli und Umberto Parrini den Internetauftritt des Projekts vor, der von Informatikern der Scuola Normale Superiore in Pisa betreut wird: »Il sistema informatico del progetto »Italia Regia«. Risultati per la Toscana« (S. 211–220).

Im Editionsteil werden vier im Original erhaltene Herrscherurkunden, die in den älteren Editionen nur auf abschriftlicher Basis gedruckt wurden, neu ediert, und zwar D Kar. 52 (Sebastian Roebert, »Diplom Karlmanns für das Kloster S. Peter und Andreas Novalesa«, S. 225–229), D Wi. 1 (ders. und Karina Viehmann †, »Diplom Widos für Bischof Zenobius von Fiesole«, S. 231–234), D O. II. 277 (Antonella Ghignoli, »Il diploma di Ottone II per Pietro, vescovo di Fiesole«, S. 235–241), D Ko. II. 78 (dies., »Il diploma di Corrado II per Iacopo, vescovo di Fiesole«, S. 243–249).

Es folgen eine Bibliografie zum Editionsteil, ein Siglenverzeichnis, ein Urkundenregister und eine detaillierte Übersicht über die zahlreichen Abbildungen und Karten. Vier Farbtafeln der zuvor edierten Urkunden als Beilage im hinteren Einband, auf die W. Huschner in seiner Einleitung hinweist (ihre Aufnahme in das Inhaltsverzeichnis oder ein Hinweis in der Neuedition der vier Urkunden wäre hilfreich gewesen), beschließen den ertragreichen ersten Band der Reihe »Italia Regia«, der weitere folgen sollen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> J. F. Böhmer, Regesta Imperii. I. Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751–918 (926/962), Bd. 3: Die Regesten des Regnum Italiae und der burgundischen Regna. Teil 1, 2, 3, bearb. von Herbert Zielinski, Köln, Weimar, Wien 1991–2006.

**Cédric Giraud, Dominique Poirel (éd.), La rigueur et la passion. Mélanges en l'honneur de Pascale Bourgain, Turnhout (Brepols) 2016, 1024 p., 40 n/b ill. (Instrumenta Patristica et Mediaevalia. Research on the Inheritance of Early and Medieval Christianity, 71), ISBN 978-2-503-56887-4, EUR 140,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Klaus Krönert, Lille**

Pascale Bourgain gehört zu den bekanntesten Mittellateinern und -lateinerinnen Frankreichs. Als Schülerin von André Vernet und Jacques Monfrin lehrte sie 37 Jahre lang an der École nationale des chartes, einer der für Frankreich typischen Elitehochschulen, die auf Urkundenforschung und Handschriftenkunde spezialisiert ist und Archivare, Konservatoren und Bibliothekare des höheren Dienstes ausbildet. Von 1978 bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 2015 hatte sie dort den Lehrstuhl für Geschichte und Handschriftentradition der mittelalterlichen literarischen Texte inne und betreute etwa 100 Doktorarbeiten direkt oder begleitend. Ihr wissenschaftliches Interesse gilt vor allem der mittellateinischen Poesie und der Kunstprosa. Ein Teil ihrer Aufsätze ist 2014 in einem Sammelband erschienen, der auch ihr komplettes Werkverzeichnis einschließlich der bis 2014 erschienen Arbeiten enthält<sup>1</sup>.

Der hier vorgestellte Band umfasst 57 Aufsätze, die in französischer, englischer und italienischer Sprache geschrieben sind. 24 Autoren sind Pascale Bourgain's direkte Schüler, praktisch alle an der Festschrift Mitwirkenden sind an französischen oder ausländischen Hochschulen oder Forschungsinstituten angestellt. Das Autorenverzeichnis liest sich deshalb wie ein europäisches »Who's Who« all jener, die sich mit Handschriften und Textgeschichte beschäftigen. Hier ist nicht der Ort, 57 Studien einzeln vorzustellen oder eine Liste von Titeln und Namen abzudrucken. Das Inhaltsverzeichnis des Buches ist zudem auf der Internetseite des Verlags [Brepols Publishers](http://BrepolsPublishers.com) leicht und allgemein zugänglich. Wir beschränken uns deshalb darauf, auf den Reichtum der Beiträge hinzuweisen, die die Antike, das Mittelalter und die Neuzeit umfassen, die keine Literaturform vernachlässigen und die die Vielfalt der heute angewendeten Methoden repräsentieren. In grob chronologischer Anordnung finden sich Studien, die von Dares Phrygius (5. Jh.) bis Léopold Delisle (19. Jh.) reichen, die so unterschiedliche Textformen wie die der Poesie, der Liturgie, der Exegese und der Predigt berücksichtigen, die auch auf wissenschaftliche Abhandlungen wie zur Medizin oder zum Grammatikunterricht eingehen und die Statuten sowie Rechts- und Verwaltungsvorschriften nicht vernachlässigen. All jene, die sich für eines dieser Themen interessieren oder sich ganz allgemein methodisch von quellen nahen Interpretationsansätzen inspirieren lassen wollen, sollten



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Pascale Bourgain, *Entre vers et prose. L'expressivité dans l'écriture latine médiévale. Articles réunis avec la collaboration de Cédric Giraud et Dominique Poirel*, Paris 2015 (*Mémoires et documents de l'École des chartes*, 100).

unbedingt zu diesem Buch greifen oder zumindest sein Inhaltsverzeichnis konsultieren. Es wäre erstaunlich, wenn sie nicht die eine oder andere Arbeit finden würden, die ihnen weiterhilft, und es wäre schade, wenn einige Studien ungelesen blieben, weil potenzielle Leser sie nicht in der Festschrift einer Mittellateinerin erwarten.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45551](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45551)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Elisabet Göransson, Gunilla Iversen, Barbara Crostini et al. (ed.), The Arts of Editing Medieval Greek and Latin. A Casebook, Toronto (Pontifical Institute of Mediaeval Studies) 2016, XX–452 p., 10 b/w, 10 col. Ill. (Studies and Texts, 203), ISBN 978-0-88844-203-1, EUR 65,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jérémy Delmulle, Paris**

Issu du programme de recherche »Ars edendi« (université de Stockholm), dont quatre séries de »Lectures« ont paru de 2011 à 2016, le présent livre entend procurer comme un manuel d'ecdotique, original en ce qu'il est exclusivement composé d'études de cas (dont les apports sont synthétisés par Göransson, p. 400–429). Au-delà des exemples précis, d'une grande variété (linguistique: latin/grec; chronologique: de l'époque hellénistique au XVI<sup>e</sup> siècle) ou des considérations de Macé sur les directives des collections d'éditions (p. 248–267), c'est le problème méthodologique et la ou les solutions envisagées qui intéresseront tout éditeur de texte: chacun de ces *study cases* illustre des aspects multiples du travail philologique et ecdotique, signalés par une fiche signalétique au début de chaque contribution. Par la diversité des traditions étudiées et des intérêts méthodologiques soulevés, ce »casebook« se prête à plusieurs lectures, commodément proposées dans un »Reader's Guide« (p. XVII–XIX). L'une d'elles, particulièrement suggestive, met en lien les degrés de difficulté de l'édition avec l'ampleur du matériel manuscrit conservé (exemplaire unique, grande diffusion, recensions multiples, etc.).

Un premier cas de figure consiste à éditer un texte conservé dans un seul manuscrit. Ce qui est la règle en archivistique – Gejrot s'interroge sur la *via media* qu'est l'édition semi-diplomatique, privilégiée pour la publication des chartes médiévales suédoises dans le »Diplomatarium Suecanum« (p. 122–137) – se présente également pour tel recueil dont l'utilisation (ici, liturgique) historiquement attestée justifie qu'on l'édite tel quel: Jensen (p. 198–217) a ainsi opté pour une »édition diplomatique modifiée« (corrections de syntaxe, recours aux textes originaux) du temporal du lectionnaire de Plaisance, qui n'est pas sans poser la question de l'arbitraire de l'éditeur. Mais même dans le cas d'un *codex unicus*, la tâche éditoriale est loin d'être aisée, ce qu'illustre Crostini à travers l'exemple de la »Catena« sur le psautier du ms. Vat. gr. 752, dont il faut étudier le texte principal et son commentaire, mais aussi les rapports de ce dernier avec l'iconographie du manuscrit, ce qui nécessite un travail collectif (p. 54–71).

Si disposer, pour une œuvre littéraire donnée, d'un manuscrit autographe ou idiographe peut être une aubaine pour l'éditeur, qu'en est-il lorsqu'il en existe plusieurs, présentant un texte divergent? Face à ce problème, Cullhed choisit de faire apparaître dans son édition des »Parekbolai« d'Eustathe de Thessalonique sur l'»Odyssée« les différentes étapes de la genèse de l'œuvre précédant la version définitive (p. 72–95), tandis que pour les »Semeioseis gnomikai« de Théodore Métochitès Wahlgren peut chercher, en l'absence de manuscrit d'auteur, à reconstituer à partir des témoins proches de l'original la mise en page, mais aussi les ajouts, corrections et annotations de l'auteur et



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ainsi imprimer la version censée correspondre aux dernières intentions de l'auteur, reléguant dans l'apparat les versions antérieures (p. 386–397). Dinkova-Bruun, en revanche, qui a affaire à un texte original de l'«Euangelium» de Pierre Riga, complété par trois fois (par l'auteur même, puis par Gilles de Paris, auteur de deux rédactions), est capable d'isoler chacune des étapes et de publier la version originale et, à part, les différentes additions (p. 96–120).

L'existence de plusieurs recensions pose à l'éditeur des problèmes et des défis multiples, qui l'obligent à des choix: pour son *editio princeps* de la «Passio» de Clément d'Ancyre (Bibliotheca Hagiographica Graeca 352), plusieurs fois remaniée, Antonopoulou, ne pouvant identifier de *codices eliminandi*, propose de sélectionner deux manuscrits de base, antérieurs aux phases de remaniement identifiées (p. 22–52). Au contraire, pour les tropes et prosules du «Gloria», qui varient selon les usages locaux, Iversen préfère tout éditer sur le même plan et recourir à des tables comparatives pour identifier les versions locales (p. 160–196).

Du point de vue purement ecdotique, le problème des recensions multiples n'est pas éloigné de celui de traditions complexes et instables, qui donne lieu à des solutions assez similaires. Cette complexité est due parfois à l'ampleur de la tradition: pour des textes comme les commentaires de séquences, Kihlman recommande la reconstitution d'un «texte représentatif» à partir de manuscrits choisis pour leur texte «meilleur» et la conservation de l'orthographe d'un seul manuscrit (p. 218–246); pour éditer les «Sermones moralissimi» de Nicolas d'Hacqueville, dont la tradition est pourtant mince (un incunable, trois manuscrits), Odelman doit envisager une édition «semi-critique» sur la base d'un texte «vulgate», celui de l'incunable (p. 268–289). Elle peut aussi être due à la nature du texte transmis, particulièrement mouvant (et souvent anonyme): si les divers commentaires sur Martianus Capella se prêtent bien, selon Hicks, à une édition synoptique facilitant la comparaison (p. 138–159), les gloses carolingiennes produites sur le même texte exigent de considérer leur hiérarchie, leur réorganisation, l'altération subie par les lemmes, comme le souligne O'Sullivan (p. 290–310); de même, face à la structure variable de la «Glossa ordinaria» sur Jean, Andrée cherche à reconstituer une version «vulgate» grâce à l'édition d'un seul manuscrit, utilisé pour l'orthographe et l'emplacement des gloses, mais «étendue» grâce au témoignage d'autres témoins. Une solution approchante est aussi retenue par Thomsen Thörnqvist pour faire face à une tradition contaminée: choisir comme texte de base celui du plus ancien manuscrit, mais enregistrer, fût-ce dans des appendices, les variantes qu'y chercherait le lecteur.

Si pareil «gonflement» des apparats permet, en effet, d'éviter la perte d'informations essentielles sur la transmission directe du texte, il peut également se révéler utile pour mesurer les dettes et les écarts par rapport aux sources convoquées – Bucossi se penche ainsi sur les caractéristiques de l'«apparatus collationum fontium» qui peut accompagner l'édition des florilèges, patristiques en particulier (p. 34–52) –, mais aussi pour rendre compte de la variété de la tradition indirecte, spécialement étudiée par Pontani à partir des scolies sur l'«Iliade» (p. 313–337).

Le problème de ces éditions fondées sur un ou quelques témoins trouverait une solution satisfaisante dans le format électronique souhaité par Searby pour son édition des dits des philosophes, qui permet de conserver les caractéristiques matérielles de la transmission par collection sans écarter arbitrairement certains témoins (p. 338–366). Car l'ambition



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

commune des travaux rassemblés dans ce volume, inspirés de la »New Philology«, est non seulement de donner à lire le texte original d'une œuvre, mais de rendre compte de la matérialité du texte et de l'unicité de chacun de ses témoins ou versions. S'il fallait formuler une critique, on pourrait regretter que ces questions nouvelles et les méthodes novatrices pensées pour y répondre ne se départent pas d'une vision ancienne de l'édition, sur papier. Pour bien des cas, une édition électronique s'imposerait: retenue par certains (Searby, Crostini), elle n'est pas envisagée par d'autres (et même rejetée par Jensen [p. 205] pour des raisons techniques!). Espérons que l'essor des *digital humanities* dans le domaine des sciences de l'érudition parvienne à favoriser le recours au numérique et à assurer la valeur scientifique des éditions critiques électroniques!

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45552](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45552)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Alexandre Grosjean, Toison d'or et sa plume. La »chronique« de Jean Lefèvre de Saint-Rémy (1408–1436), Turnhout (Brepols) 2017, 390 p., 11 fig., 4 pl. en n/b (Burgundica, 25), ISBN 978-2-503-56910-9, EUR 84,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Malte Prietzel, Paderborn**

Ab der Mitte der 1440er Jahre entstanden am Hof Herzog Philipps des Guten von Burgund viele historiografische Werke. Einige förderte der Fürst gezielt durch sein Mäzenatentum; dies betraf vor allem die Chronik seines Hofhistoriografen, des berühmten Georges Chastellain. Doch auch aus eigenem Antrieb verfassten einige Personen, die zum Hof gehörten, Texte über die Ereignisse der Zeit. Die vorliegende Arbeit untersucht eines dieser Werke, das nicht nur durch das Berichtete, sondern auch durch den Verfasser interessant ist: den Wappenkönig Goldenes Vlies, Jean Lefèvre de Saint-Rémy. So geht es Grosjean um eine im weitesten Sinne quellenkundliche Analyse sowie eine Einordnung dieses Werks in die Geschichtsschreibung am burgundischen Hof, darüber hinaus aber insbesondere darum, anhand dieses Beispiels Allgemeineres über Herolde als Verfasser historiografischer Werke zu erfahren.

Dieses letztgenannte Anliegen wird in der Einführung (»Introduction«) recht breit vorgestellt. Dabei gerät ein wenig aus dem Blick, dass auch das Werk an sich durchaus Interesse beanspruchen kann. Freilich bleibt daran im Rest des Buchs kein Zweifel.

Der erste Teil beschäftigt sich verständlicherweise zunächst mit der materiellen Grundlage heutiger Kenntnisse und Erkenntnisse über Lefèvres Werk: den vier erhaltenen Handschriften. Gründlich und umsichtig werden zunächst (Kap. I) die Eigenheiten der vier Exemplare dargestellt und scharfsichtig die Konsequenzen für die Interpretation des Textes erläutert. Zum einen bieten die vier Handschriften zwar einen relativ einheitlichen Text, doch entstanden sie frühestens 1509, womöglich erst um 1560. Die Unterteilung des Werks in Kapitel und deren Überschriften stammen eindeutig nicht vom Autor, sondern wurden im Atelier eines Kopisten eingefügt. Zum anderen kann Grosjean plausibel machen, dass Lefèvre offensichtlich seinen Text anhand einer Materialsammlung verfasste, die er selbst für den burgundischen Hofgeschichtsschreiber Georges Chastellain erstellt hatte, und dass er diese Ausarbeitung am Ende seines Lebens vornahm, in Eile und ohne gründliche Schlussredaktion.

Der folgende Abschnitt (Kap. II) widmet sich dem Leben Lefèvres von der Teilnahme an der Schlacht von Azincourt 1415, wo er wohl als Persevant Heinrichs V. von England fungierte, über die Ernennung zum Wappenkönig Goldenes Vlies und damit zum obersten Herold der Länder Herzog Philipps des Guten von Burgund bis zur Aufgabe des Amts am 5. Juni 1468, wenige Tage vor Lefèvres Tod. Die verschiedenen Aufgaben des Wappenkönigs werden erläutert, seine diplomatischen Missionen vorgestellt. Auch der Familie und der Nachkommenschaft gilt



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ein Abschnitt, ebenso einigen Bildern, in denen andere Forscher Porträts Lefèvres zu erkennen meinten; doch zeigt der Verfasser, dass diese Vermutungen sicherlich nicht zutreffen. Hier liegt die Biografie eines Herolds vor, wie sie so umfassend wohl nur in wenigen Fällen möglich ist.

Anschließend untersucht Grosjean das Vorhaben des Autors, insbesondere anhand des Prologs (Kap. III). Als Vorbild für sein Werk wählte Lefèvre nicht einen Text des burgundischen Hofes, sondern vielmehr die »Chronik« des Herolds Berry, der in Diensten König Karls VII. von Frankreich stand. In beiden Texten steht der Bericht über Selbsterlebtes im Mittelpunkt. Ganz plausibel weist der Verfasser das Werk Lefèvres nicht dem Genre der Chroniken zu, wie es die relevante Edition von Morand tut, sondern jenem der »Mémoires« im Sinne des 15. Jahrhunderts, d. h. im Sinne eines Bericht über Erlebtes, nicht im modernen Sinn als reflektierte Schilderung des eigenen Lebens.

Im zweiten Teil geht es zunächst um die Quellen von Lefèvres Text. Seit Langem ist bekannt, dass dieser Autor sich in weiten Passagen eng an die Chronik des Enguerrand de Monstrelet anlehnt. Grosjean zeigt hier, dass der Wappenkönig stets bewusst mit seiner Vorlage umging, manchmal verkürzte, manchmal präzierte (Kap. IV). Aber Lefèvre benutzte auch andere Quellen (Kap. V). Insbesondere berief er sich auf das eigene Erleben, wobei er seine Beteiligung oft stolz betont. Erinnerungen an Sinneseindrücke und Gefühle waren besonders intensiv und schlugen sich dementsprechend im Text nieder. Daneben nutzte Lefèvre jedoch auch Protokolle und Notizen und er zog selbst Erkundigungen ein. Die Nachwirkung des Werks am burgundischen Hof blieb allerdings bescheiden (Kap. VI).

Der dritte Teil beschäftigt sich mit dem Herold als Geschichtsschreiber. Selbstredend galt besondere Aufmerksamkeit der Schilderung ritterlicher Taten und dem Orden vom Goldenen Vlies (Kap. VII). Ein sehr häufiges Thema ist auch der Krieg, den der Wappenkönig aufgrund eigenen Erlebens kenntnisreich schildern kann (Kap. VIII). Dabei wird Karl VII. von Frankreich negativ dargestellt, Heinrich V. von England aber positiv, Philipp der Gute geradezu als idealer Fürst (Kap. IX).

Ein prägnanter Schluss rundet das Buch ab. Hier geht Grosjean insbesondere auf die Rolle von Herolden als Geschichtsschreibern ein. Zwischen dem Ende des 14. und dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts traten mehrere Herolde als Geschichtsschreiber hervor. Allerdings handelte es sich um solche Herolde, die am Ende ihres Lebens standen, körperlich geschwächt waren und die Abfassung des Werks als Mittel gegen die erzwungene Untätigkeit nutzten; Historiografen im Sinne gelehrter Geschichtsschreiber waren sie nicht. Die Übernahme der Funktion als Geschichtsschreiber passt zum Aufstieg der Herolde in fürstlichen Diensten; dann aber verloren sie wieder an Bedeutung, traten als Geschichtsschreiber nicht mehr auf und wurden zu bloßen Spezialisten für Wappen.

Im Anhang finden sich das Itinerar des Wappenkönigs zwischen 1415 und 1468 (S. 299–322) sowie Unterlagen über eine Geldzahlung (S. 324). Vorbildliche Beschreibungen der vier Handschriften von Lefèvres Werk finden sich im Text (S. 39–54).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Viel erfährt man in diesem Buch also über das Leben Jean Lefèvres und sein Werk – und zwar dank der detaillierten und umsichtigen Analysen, die ähnlichen Arbeiten als Leitfaden dienen können. Doch reicht der Wert dieses Buchs darüber hinaus, denn immer wieder hat der Verfasser weitere Zusammenhänge im Blick, und so ergeben sich weiterführende Einsichten über die Rolle der Herolde im 15. Jahrhundert und über die Kultur des burgundischen Hofes.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45553](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45553)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Simon Groth, in regnum successit. ›Karolinger‹ und ›Ottonen‹ oder das ›Ostfränkische Reich‹?, Frankfurt a. M. (Vittorio Klostermann) 2017, XIV–696 S. (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für europäische Rechtsgeschichte Frankfurt am Main, 304. Rechtsräume, 1), ISBN 978-3-465-04309-6, EUR 119,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Horst Lößlein, Hamburg**

Geschichte zu periodisieren ist eine der Grundvoraussetzungen für ihre Analyse und Darstellung. Eine der möglichen Vorgehensweisen ist die Orientierung an den jeweils herrschenden Dynastien, wie etwa in der Tradition der deutschen Geschichtswissenschaft die Einteilung, in Karolinger und Ottonen für das ausgehende Frühmittelalter. Problemen dieser Periodisierung widmet sich Simon Groth in seiner geringfügig überarbeiteten Würzburger Dissertationsschrift und stellt die Frage, ob an Stelle dieser, einen Bruch suggerierenden Einteilung nicht vielmehr die Konstruktion einer Kontinuität des Frankenreichs adäquater wäre, um die Periode von ca. 850 bis ca. 950 zu beschreiben; ob und ab wann man also von einem »Ostfränkischen Reich« als eigenständiger politische Entität sprechen könne. Der Fokus seiner Untersuchung liegt auf Herrschern und Herrschaftsstrukturen: Was oder wer entschied, wer Herrscher wurde? Gab es feste Abläufe, wie eine Herrschererhebung abzulaufen hatte? Wie erfassten die Herrscher den von ihnen beherrschten Raum? Und in welche Strukturen war dieser Raum gegliedert?

Thronfolgerecht, Herrschererhebung, Raumerfassung und Raumstruktur bilden damit ein Analyseraster, das im ersten Teil der Studie allein auf die seit dem 19. Jahrhundert von der Forschung erzielten Erkenntnisse angewendet wird. In dieser wissenschaftsgeschichtlichen Analyse wird so das Pendeln der Forschung zwischen den Extremen des Geblüts- und des Wahlrechts deutlich, die schließlich nicht mehr als Gegensätze, sondern als Zusammenspiel begriffen werden, bei dem nach aktueller Tendenz letztlich die Machtfrage entscheidend war. Feste Regeln existierten demnach weder hier noch bei den Abläufen der eigentlichen Herrschererhebung, für die erst im Hoch- und Spätmittelalter feste Formen ausgebildet worden seien. Eine signifikante Veränderung im Rahmen des Dynastiewechsels lasse sich damit nicht erkennen.

Dies gilt auch für die Herrschaftspraxis. Reisekönigtum, Versammlungen und Pfalzen wurden von allen Herrschern gleichermaßen genutzt, um den von ihnen beherrschten Raum zu erfassen und ihre Macht zu projizieren. Änderungen wie unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen blieben vorübergehender Natur und ein spezifisch karolingisches, ottonisches oder ostfränkisches Profil sei nicht festzustellen. Zu einem grundlegenden Wandel zumindest in der Struktur des beherrschten Raums komme es vielmehr erst unter Otto I. durch den Erwerb Italiens, gefolgt von einer Verlegung des Herrschaftsschwerpunkts südlich der Alpen, dem Wandel der Herzogtümer zu einem institutionalisierten Bestandteil der



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Herrschaftsstruktur sowie dem Erwerb des Kaisertums, was zu einer Verstetigung des Herrschaftsraums und zu einer Verfestigung der Raumstruktur geführt hätte.

Nach einem Zwischenfazit wird dasselbe Analyseraster auf die zeitgenössische Historiografie angewendet. Thronfolgerecht spielt in dieser kaum eine Rolle. Hingegen rückte mit dem späten 9. Jahrhundert zunehmend die Frage der Legitimität eines Herrschers, gebraucht als politisches Argument für oder wider diesen, in den Vordergrund. Damit einhergehend habe sich auch die Wahrnehmung die Herrschaftsfolge selbst verengt. Die karolingische Selbstverständlichkeit, nach der (nahezu) jeder Angehörige der Dynastie König wurde, sei durch die ottonische Individualsukzession abgelöst worden, in der die übrigen Familienmitglieder keinen Anspruch auf den Thron gehabt hätten. Hinsichtlich des Ablaufs der Herrschererhebungen lassen die narrativen Quellen keinen Rückschluss auf einen grundlegenden Wandel zu. Beschreibungen ritueller Akte fehlen fast vollständig. Herrschersymbole finden zwar wiederholt Erwähnung, müssen jedoch nicht gleichbedeutend mit Krönungsinsignien sein. Auch ein allgemeines, transpersonales Erhebungszeremoniell lässt sich in der Historiografie nicht erkennen.

In der Wahrnehmung des Raums durch die verschiedenen Autoren lässt sich wiederum ein Bruch feststellen. Mit dem Fortsetzer der Chronik Reginos, Adalhard, verschwindet, sicher auch einem Wechsel der Erzählperspektive geschuldet, der zuvor die Darstellung prägende fränkische Bezugsrahmen und wird nunmehr durch die Orientierung an einzelnen Herrschern ersetzt und damit verengt. Diese Entwicklung gehe mit einem Bedeutungswandel des *regnum*-Begriffs einher. Zwar verraten die von den Historiografen verwendeten Herrschertitulaturen keine spezielle Segregation des ostfränkischen Raums; doch verändere sich der Bezug des *regnum*-Begriffs von einem personalen, innerhalb der fränkischen Welt existierenden Herrschaftsraum hin zu einem transpersonalen, unabhängig von einzelnen Herrschern existierenden, der sich an sich verstetigenden Reichen orientierte. Auf diese Verstetigung ließen auch die nunmehr fehlenden Beschreibungen der Grenzen der jeweiligen Herrschaftsräume schließen. Durch ihre Entwicklung hin zu zusehends festen politischen Einheiten scheine eine nähere Beschreibung nicht mehr notwendig gewesen zu sein.

Abgeschlossen wird die Studie durch einen Essay zur Frage nach dem Beginn des Ostfränkischen Reichs. Die Ursprünge der Entwicklung dieses Reichs sind demzufolge zwischen den Herrschaften Ludwigs des Deutschen und Ottos des Großen zu verorten. Erst letztere markiere jedoch den entscheidenden Fortschritt hin zu Konstanz und Dauer. Durch Dukatstruktur und Individualsukzession sei in dieser Zeit erstmals eine Stabilisierung des Herrschaftsraums nach außen und innen gelungen, während sich zugleich die Grundlagen der herrscherlichen Legitimität wandelten und die Entwicklung einer eigenen Tradition eingesetzt habe.

Groths Studie ist, auch wenn man seinen Darlegungen gelegentlich widersprechen mag, ein starkes Plädoyer für die Wahrnehmung des von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts reichenden Zeitraums als einer eigenständigen Periode, die sich nicht am dynastischen Wechsel, sondern am Wandel der Herrschaftspraktiken orientiert. Dieses Erkenntnis ist nicht neu. Groth fordert jedoch eine Sensibilisierung im Umgang mit den von der Forschung verwendeten Begrifflichkeiten, die nicht nur die Darstellung dieses Zeitraums prägen, sondern auch



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die diesen Darstellungen zugrunde liegenden Analysen beeinflussen. Was genau bedeutet »karolingisch«, was »ottonisch«? Verstecken sich hinter diesen wie auch hinter anderen gerne verwendeten Termini nicht moderne Vorstellungen, die zu Verzerrungen der Untersuchungsergebnisse führen können? Insbesondere der erste Teil der Studie liefert hier wertvolle Überlegungen.

Anzumerken ist der enge Rahmen der Studie. Die Beschränkung auf die ostfränkische Geschichte geht, trotz des gewaltigen Literaturverzeichnisses mit wohl 2300 Titeln, einher mit einer weitgehenden Beschränkung auf die Ergebnisse der deutschen Geschichtswissenschaft. Fremdsprachige Untersuchungen sind auf die jüngste Forschung begrenzt und ihre Auswahl und Auswertung an der deutschen Perspektive der Fragestellung orientiert. Somit fehlen Vergleiche mit den Lösungsansätzen anderer Forschungstraditionen wie etwa der französischen, in der gerne das Jahr 888 als Zäsur angesetzt wird, obwohl die karolingische Dynastie sich dort noch fast 100 Jahre länger auf dem Thron halten konnte. Unabhängig davon ist auch in anderer Hinsicht die Orientierung am Rahmen der deutschen historiografischen Tradition spürbar, die sich für die Zeit nach der Absetzung Karls des Dicken auf Arnulf und dessen Nachfolger konzentriert. Der größere Bezugsrahmen der fränkischen Welt wirkte jedoch, wie Groth auch feststellt, noch eine Weile weiter fort. Angesichts dessen wäre es wünschenswert gewesen, den Blick auch auf die Quellen noch nicht an dieser Stelle zu verengen, sondern insbesondere die Schriften Flodoards von Reims stärker zu berücksichtigen. Bedingt durch das enge Untersuchungsraaster findet auch die Frage nach der Entwicklung von Identität zu wenig Raum. Diese Anmerkungen sollen jedoch nicht das positive Bild trüben, sondern Anregungen dafür geben, wo weitere Forschungen ansetzen können.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Timothy Guard, Chivalry, Kingship and Crusade. The English Experience in the Fourteenth Century, Woodbridge (The Boydell Press) 2013, X–280 p., 4 maps (Warfare in History, 38), ISBN 978-1-84383-824-1, GBP 60,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Alan V. Murray, Leeds**

Most scholarship on the crusades has understandably concentrated on the two centuries of campaigns fought for the liberation and defence of the Holy Land and Egypt up to 1291, but as this important study demonstrates, the 14<sup>th</sup> century was characterised by a renewed enthusiasm for crusading throughout Western Christendom. Crusades were not only prosecuted with new vigour, but were directed to a wide range of targets far beyond the objectives originally envisaged by Pope Urban II in 1095. Despite the conquests of Mamlūks and Ottomans, expeditions continued to be sent against Palestine, Syria, Egypt and the Aegean coast of Turkey, but large numbers of crusaders also signed up to combat the foes of Christendom on such diverse fronts as Spain, North Africa, the Balkans and Lithuania. Guard's aim is to establish how crusading remained a defining function of English chivalric society, from the resumption of crusading efforts in 1307 up to the reign of Henry V. His book thus effectively provides a continuation of Simon Lloyd's study »English Society and the Crusade 1216–1307« (1988), while achieving a greater depth of investigation for the 14<sup>th</sup> century than was possible in the now standard work by Christopher Tyerman, »England and the Crusades 1095–1588« (1988).

The book is structured in two main parts. Part I contains four chapters setting out the main characteristics and participants in the four main fronts of the Levant, Spain and North Africa, the Baltic, and south-eastern Europe. Part II gives analyses of the four themes of military careers, crusading as salvation, literary and political culture, and the place of crusading in royal ideology. 14<sup>th</sup>-century England was particularly rich in relevant documentation, and the numerous household accounts, safe-conducts and royal licences to travel, writs of protection and pardons as well as the expected narrative sources offer the possibility of a far more comprehensive picture of English crusading than in either of the previous centuries. Guard also makes excellent use of numerous literary and other texts, many of which deserve to be better known. One such is »Li Charboclois d'armes du conquest precious de la terre sainte de promission«, a crusade treatise compiled by the Hospitaller Roger Stanegrave, who turned up to meet Edward II at York in 1318 after spending almost three decades in Mamlūk captivity until he was released through the agency of Jewish moneylenders.

With the help of this wealth of source material, Guard is able to provide a prosopographical register listing the names of more than 200 crusaders, together with information on their areas of activity, expenses, and associations with other crusaders. This catalogue quite clearly illustrates not only how many Englishmen went on crusade, but often did so on multiple occasions, something that was rare before 1291. Thus John Beaufort, Marquess of Dorset, fought at Tunis in 1390 and Nicopolis in 1396 and twice went to Prussia, while Humphrey de Bohun, Earl of



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hereford, fought two campaigns in Prussia and three in the Levant; even a less exalted personage such as the knight Thomas Ufford joined no fewer than four *reyesen* to Prussia.

The organisation and infrastructure provided by the Teutonic Order in Prussia offered a relatively risk-free opportunity to fight the heathen in the company of the flower of Western chivalry, a prospect that greatly appealed to England's aristocracy and gentry. Research on Western crusaders to Prussia has been largely limited to the magisterial work of Werner Paravicini<sup>1</sup>, so it is interesting to have an additional perspective, especially since Guard is able to add at least 27 names to the number of English crusaders identified by Paravicini. Large retinues, the costs of transport and above all the lavish expenditure expected during the Prussian social season made these events very expensive, but crusading on any front was a costly business for individuals. Thus when John, Lord Mowbray, volunteered to help defend Constantinople in 1368, he went equipped with £100 and bills of exchange for 800 marks (much of this borrowed). Yet hundreds of Englishmen regarded such expenditure as worthwhile in terms of their personal salvation, military companionship, and above all the honour and distinction that it brought them.

The investigation of the Crown's attitude to crusading is one of the most intriguing themes of the book. Of the kings in this period only Edward I actually led a campaign to the Holy Land, although Henry IV went twice to Prussia before his accession. It is quite surprising to learn how Edward II, despite the fragile circumstances of his accession, was keen to portray himself as a potential crusader, since this image suited his political ambitions in Scotland and France. Even Henry V, after his coronation as king of France, could claim to be the true heir of St Louis, thus side-lining his Valois opponents. Richard II was another enthusiastic promoter of crusading, although one wonders whether the mismatch between rhetoric and deeds was another factor in the baronial opposition to him, particularly considering how several of his opponents had impeccable crusading credentials.

It is difficult to do justice to the sheer breadth and richness of Guard's work in a review of this length; there is so much original material and analysis in it that one has the impression that either of the two parts could easily have been developed into a monograph in its own right. As it stands, his book is a wonderful treasury of detail on the activities and motivation of English crusaders and their careers in royal service, the practicalities of travel, literary reflections of crusading, the significance of the Holy Land in the ideology of the English monarchy, and much more.

Many of Guard's findings and the sources highlighted by him could in themselves constitute starting points for new avenues of research, and his work has the potential to encourage dedicated studies on individual families or wider kinship groups, finance, piety, or the changing ideology of the crusades. This is one of the most important books on the crusades to appear in the last twenty years.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Werner Paravicini, *Die Preußenreisen des europäischen Adels*, Teil 1, Sigmaringen 1989 (Beihefte der Francia; 17/1); Teil 2, Sigmaringen 1995 (Beihefte der Francia 17/2).

**Florian Hartmann, Tina B. Orth-Müller (Hg.), Codex epistolaris Carolinus. Frühmittelalterliche Papstbriefe an die Karolingerherrscher, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2017, 448 S. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, 49), ISBN 978-3-534-26806-1, EUR 79,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Rudolf Schieffer, Bonn**

Als Codex (epistolaris) Carolinus wird die von Karl dem Großen veranlasste Sammlung von 99 Papstbriefen an die regierenden Karolinger aus den Jahren von 739 bis 791 bezeichnet, die abschriftlich allein in einem ehemals Kölner, heute Wiener Codex aus dem späteren 9. Jahrhundert überliefert ist. Ihr einzigartiger Quellenwert beruht darauf, dass die Briefe im Unterschied zu den rückblickend und verzerrend berichtenden historiografischen Quellen unmittelbaren Einblick in den Wandel der Beziehungen zwischen den Päpsten und den Karolingern geben. Die maßgebliche Textedition von Wilhelm Gundlach erschien 1892 (MGH. Epistolae, Bd. 3, S. 469–657). Außerdem gibt es schon seit 1962 eine Faksimileausgabe von Franz Unterkircher (Codex epistolaris Carolinus. Österreichische Nationalbibliothek Codex 449 [Codices selecti phototypice impressi, 3]). In seiner Regensburger Habilitationsschrift von mehr als 1000 Druckseiten hat Achim Thomas Hack 2006/07 eine umfassende Synthese des Forschungsstandes vorgelegt (Codex Carolinus. Päpstliche Epistolografie im 8. Jahrhundert [Päpste und Papsttum, 35]).

Einen weiteren Zugang eröffnet die vorliegende zweisprachige Ausgabe, das Gemeinschaftswerk eines Mittelalterhistorikers und einer Mittelalterlerin, die auf die spezifischen Erfahrungen ihrer jeweiligen Dissertationen zurückgreifen konnten (Florian Hartmann, Hadrian I. Frühmittelalterliches Adelspapsttum und die Lösung Roms vom Kaiser in Byzanz, Stuttgart 2006; Tina B. Orth-Müller, Philologische Studien zu den Papstbriefen des Codex epistolaris Carolinus, Berlin 2013). Sie bieten eine konzise Einleitung, die neben dem Quellenbefund vor allem den historischen Kontext beleuchtet, aber relativ knapp auf Sprache und Stil der Briefe eingeht und am Schluss ankündigt, dass die 99 undatierten Briefe in der Reihenfolge der Wiener Handschrift und nicht gemäß der von Gundlach rekonstruierten (nicht unumstrittenen) Chronologie präsentiert werden. Die dadurch erforderliche doppelte Nummerierung (Konkordanz S. 26–28) dürfte es schwer haben, sich in der internationalen Forschung durchzusetzen. Der lateinische Text entspricht mit ganz wenigen, jeweils einleuchtenden Eingriffen der MGH-Ausgabe, die zudem um etliche Nachweise von Bibelstellen und weiteren Textvorlagen bereichert worden ist. Die eigentliche Leistung besteht in der erstmaligen deutschen Übersetzung, die sich die beiden Herausgeber je zur Hälfte aufgeteilt haben. Sie verdient uneingeschränktes Lob, weil sie dem manchmal bis zur Unverständlichkeit schwierigen Latein mit viel sachlichem Verständnis und terminologischer Konsequenz beikommt, soweit das überhaupt möglich ist. Da sie durchweg auch gut zu lesen ist, wird sie künftig eine fühlbare Hilfe für Forschung und Lehre sein.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Beigefügt sind ein kleines Glossar (zeittypischer Termini) sowie ein Personen- und Ortsregister, in dem »Appolinaris, Bf. v. Reggio (756–781)« ohne Seitenzahl aufgeführt ist, offenbar weil er in dem Band gar nicht vorkommt. Kritisch ist anzumerken, dass Matthias Becher der Autor des S. 12, Anm. 7 anonym zitierten Aufsatzes ist und dass der S. 64, Anm. 65 als Vorlage nachgewiesene Brief Papst Pelagius' I. († 561) nicht aus einer Kanonessammlung entnommen sein kann, die um Jahrhunderte jünger ist als der Codex Carolinus.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Ulrike Hohensee, Matthias Lawo, Michael Lindner, Olaf B. Rader (Bearb.), Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung. 1360–1361, Teil 1: 1360 (Nr. 1–463), Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2016, L–414 S. (Monumenta Germaniae Historica. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum, 13,1), ISBN 978-3-447-10748-8, EUR 120,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Michel Pauly, Luxembourg**

Comme les éditeurs ont pu profiter du registre complet des actes sortant de la chancellerie de Charles IV conservé par un heureux hasard à Dresde pour la période allant du 10 janvier 1360 au 22 avril 1361, le volume 13 des »Constitutiones« des Monumenta Germaniae Historica est bien plus épais que ses prédécesseurs. La première partie qui vient d'être publiée comporte les 463 actes de la seule année 1360; la deuxième partie contenant les actes de 1361 devrait suivre sous peu. Les chartes et autres actes sont donnés *in extenso*, d'après l'original ou à défaut la meilleure copie, sauf s'ils sont publiés en entier dans une autre collection telle que notamment les »Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae«. 317 des actes sont renseignés dans le registre cité, dont 200 ne sont pas autrement connus. L'effet n'est pas que quantitatif, mais aussi qualitatif en ce sens que pour ces seize mois on obtient une vue bien plus détaillée des activités quotidiennes de la chancellerie. Ainsi, le registre note par exemple en deux lignes des actes de légitimation d'enfants nés hors mariage, notamment s'il s'agissait d'un prêtre ou d'enfants de prêtre (ex. no 120, 155, e. a.). En revanche, certains passages tels que l'intitulé, les clauses pénales ou l'annonce du sceau sont abrégés. Parfois des résumés en latin abrègent des textes en allemand.

Pour ce qui est de la teneur des actes publiés, on notera qu'il s'agit presque exclusivement de chartes impériales. Même pour des affaires concernant la Bohême Charles IV se fait intituler empereur suivi de »roi de Bohême«. Il séjourne à Prague jusqu'à la mi-juin, sauf un court périple en Moravie en avril–mai, puis s'en va en Empire où il scelle ses actes surtout à Nuremberg et à Mayence. Un traité important avec son gendre Raoul IV d'Autriche et les autres Habsbourg sera cependant conclu par Charles et son frère Jean de Moravie, le 5 septembre, près de Esslingen (no 235–243). Quelques jours plus tôt il s'est également réconcilié avec les comtes du Wurtemberg, alliés des Habsbourg (no 227), et leur suite de petits nobles de Souabe. Bien d'autres textes se rapportent à cette démêlée avec les Habsbourg et leurs alliés, dont par exemple le commentaire insolite de Charles IV quant au privilège dit majeur, un faux fabriqué par Rodolphe IV (no 412). Durant la première moitié de l'année il est très actif à propos de l'Italie où il octroie des privilèges à ses alliés et nomme toute une série de vicaires, délégués, notaires et autres familiers. Plusieurs actes concernent les juifs, certes placés sous la protection impériale (no 65), mais redevables aussi d'impôts spéciaux occasionnellement cédés à telle ville d'Empire (no 170, 357, 402, 448). Plus singuliers sont des actes concernant les foires de Cologne (no 217), qui ne prendra pas d'ailleurs, et de Francfort (no 332) ou encore le pont sur le Rhin à Constance (no 276) ou



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

l'hôpital St-Georges de Spire qu'il affranchit de toute redevance (no 291). Le volume contient aussi des registres se rapportant à des chartes du roi Magnus II de Suède (no 140, 141) et du roi Waldemar du Danemark (no 147) ainsi qu'un autre concernant une alliance entre sept villes du nord de l'Allemagne (no 199) qui ne sont guère des *acta publica imperatorum et regum* de l'Empire comme le veut le titre de la série des Monumenta.

Les quatre diplomatistes berlinois, qui étaient déjà responsables du [volume 12](#) comportant les années 1357–1359, sont à féliciter sans restriction pour ce riche volume qui vient s'ajouter à une série déjà longue et dont l'exactitude des transcriptions n'a guère prêté à discussion depuis des décennies. Les règles qui ont présidé à ce travail d'édition critique sont rappelées en introduction. On attend la deuxième partie du tome 13, consacrée à l'année 1361, avec d'autant plus d'impatience qu'il contiendra les tables, registres et concordances se rapportant aussi à cette première partie.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45557](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45557)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Nikolas Jaspert, Stefan Tebruck (Hg.), Die Kreuzzugsbewegung im römisch-deutschen Reich (11.–13. Jahrhundert), Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2016, VIII–375 S., zahlr. farb. u. s/w Abb., ISBN 978-3-7995-0383-9, EUR 39,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Nora Küppers, Eichstätt**

Die Forschung zur Kreuzzugsbewegung in Frankreich, England und Wales befasste sich in den vergangenen 30 Jahren teilweise intensiv und systematisch mit Themen wie der Prosopografie der Teilnehmer, ihrer Motivation und den Strategien zu Werbung und Finanzierung. Im Gegensatz dazu wurde die Kreuzzugsbewegung für das römisch-deutsche Reich, gerade im Hinblick auf Trägergruppen jenseits der Könige und Kaiser, noch nicht eingehend untersucht. Diese Lücke verkleinert nun ein Sammelband, welcher 15 Aufsätze vereinigt, die auf die Tagung »Die Kreuzzugsbewegung im römisch-deutschen Reich (11.–13. Jahrhundert)« (Gießen, 21.–23. Juni 2012) zurückgehen. Das erkenntnisleitende Interesse liegt auf den unterschiedlichen Dimensionen der Kreuzzugsbewegung im Reich, wobei »das Gesamtgeschehen für die unterschiedlichen Landschaften und Räume« (S. 8f.) betrachtet werden soll. So werden die Kreuzfahrer und ihr Herkunftsraum, die sozialen und politischen Bedingungen ihrer Teilnahme sowie die Auswirkungen ihrer Rückkehr untersucht. Auch die Entwicklung und Bedingungen der in Palästina entstandenen Orden werden in den Blick genommen – genauso wie das Vorgehen bei der Kreuzzugswerbung und die visuelle Vergegenwärtigung des Heiligen Landes im Reich, Letzteres »als Rückwirkung des Kreuzzugsgeschehens« (S. 2). Neben dieser der Forschungslage geschuldeten Begrenzung beschränkt sich der Band überwiegend auf die Kreuzzüge in den Nahen Osten – was jedoch dezidiert nicht als Abkehr vom Diskussionsstand um den Kreuzzugsbegriff verstanden werden soll (S. 9).

Alexander Berner orientiert sich in seinem Aufsatz (»Kreuzfahrer aus dem Nordwesten des Reiches 1096–1230«) am Verzeichnis Reinhold Röhrichts<sup>1</sup> und macht für den Nordwesten des Reiches – gemeint ist die Kölner Kirchenprovinz ohne das Bistum Minden – bis 1230 mit dem regionalen politischen Klima, der persönlichen Frömmigkeit sowie familiären Traditionen drei Faktoren aus, welche die Kreuzzugsteilnahme im Nordwesten des Reiches beeinflusst haben. Diese Faktoren verwendet wesentlich differenzierter auch Stefan Tebruck (»Kreuzfahrer und Jerusalemfahrer aus dem sächsisch-thüringischen Raum [1100–1300]«). Er relativiert zuerst die verbreitete Einschätzung, dass es im mitteldeutschen Raum im 12. Jahrhundert



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Rheinhold Röhricht, Die Deutschen im Heiligen Land. Chronologisches Verzeichnis derjenigen Deutschen, welche als Jerusalemfahrer und Kreuzfahrer sicher nachzuweisen oder wahrscheinlich anzusehen sind (c. 650–1291), Innsbruck 1894.

eine Zurückhaltung gegenüber den Kreuzzügen in den Nahen Osten gegeben habe, um sodann einen breiten, quellennahen Einblick in die Kreuzzugsbewegung im sächsisch-thüringischen Raum zu geben. Anhand dreier Aspekte wird dabei das Phänomen Kreuzzug fassbar: die genaue Herkunft der Kreuzfahrer und die zeitliche Verteilung ihrer Beteiligung, als deren Höhepunkte die Unternehmungen Heinrichs VI. und Friedrichs II. ausgemacht werden, außerdem die urkundlich nachvollziehbaren Vorbereitungen, etwa Methoden zur Finanzierung, ferner die Auswirkungen der Heimkehr auf einzelne Personen und Regionen. In einer dritten Studie zu den Teilnehmern eines Kreuzzuges zeigt Alan V. Murray (»Das erste Jahrhundert der Kreuzzugsbewegung im Südwesten des Reiches: Kreuzfahrer aus Franken, Schwaben und dem Elsass im Zeitraum von 1097–1204«) chronologisch einen Anstieg der Kreuzzugsbereitschaft im Südwesten des Reiches und verweist auf die Situation des und die Stellung zum König als bestimmenden Faktor für die Teilnahme am Kreuzzug. Hubert Houben (»Auf dem Weg ins Heilige Land: Deutsche Pilger, Kreuzfahrer und Ordensritter in Italien«) stellt zuerst den Aufenthalt einiger – teilweise unbeachteter – Gruppen »deutscher« Kreuzfahrer in Bari mit einem Fokus auf deren Kontakte zur Nikolausbasilika vor, um dann auf die Entwicklung des Deutschen Ordens in Süditalien ab ca. 1190 einzugehen.

Vier Aufsätze befassen sich mit den in Palästina entstandenen Orden. Jochen Burgdorf (»Die ersten Templerniederlassungen im Reich«) geht den ersten urkundlich gesicherten Niederlassungen des Ordens nach, differenziert nach Besitzungen (Bouzonville 1147), Niederlassungen (Metz 1203) und Verwaltungszentren (Mainz 1218), und plädiert für ein weniger schematisches und eher flexibles und situationsbedingtes Verständnis von Zuständigkeiten/Ordensprovinzen. Burgdorf zeigt darüber hinaus auf, dass ausgewählte »Templermythen« Quellenwert besitzen. Auch Karl Borchardt (»Zwischen Almosensammeln und Besitzerwerb: Die frühen Johanniter in Mitteleuropa [12–13. Jahrhundert]«) unterstreicht in seinem anregenden Aufsatz die Relevanz der oben erwähnten Differenzierung zur Beurteilung der Tätigkeiten der Johanniter in Mitteleuropa. Dabei kann er drei Phasen ausmachen: Während im 12. Jahrhundert vor allem Almosen gesammelt wurden, führte die veränderte Situation im Heiligen Land zu einem Bedarf an kontinuierlicher Unterstützung und damit zur Annahme von Gütern und Herrschaftsrechten, die eine Verwaltung notwendig machten. Ab der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden schließlich mitunter durch Kauf »Kleinherrschaften« (S. 151) errichtet. Marie-Luise Favreau-Lilie (»Träger und Förderer des Deutschen Ordens im Deutschen Reich [13. Jahrhundert]«) analysiert die Bedeutung, die sowohl die päpstliche Privilegierung (besonders Honorius III.) als auch die Unterstützung der deutschen Könige/Kaiser (besonders Friedrichs II.) für die Entwicklung des Deutschen Ordens im römisch-deutschen Reich besaßen, macht jedoch gleichzeitig darauf aufmerksam, dass die deutschen Balleien nicht viel zur Lösung der »strukturellen Finanzprobleme« (S. 173) des Ordens beitragen konnten. Mit Austausch und Verflechtungsprozessen zwischen »Palästina und dem Reich« (S. 178) befasst sich Nikolas Jaspert (»Der Orden vom Heiligen Grab im nordalpinen Reich: Kanonikale Verflechtungen«) anhand des Ordens vom Heiligen Grab, der für sich eine singuläre Beziehung zu den vier großen Anziehungspunkten Heiliges Grab, Wahres Kreuz, Jerusalem, Heiliges Land habe beanspruchen können und dies auch zur Eigenwerbung durch Vergegenwärtigung



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

verwendete. Weitere Verflechtungen bestanden durch die Förderer, die bis in das 13. Jahrhundert neben dem Papsttum und den Staufern vor allem Heiligland-Pilger bzw. Kreuzfahrer waren, und durch die Kanoniker, die aus dem Reich stammten bzw. ins Reich entsandt wurden.

Claudia Zey (»Die päpstlichen Legaten als Kreuzzugswerber im Reich«) geht der Frage nach, welche Qualifikationen ein kreuzzugswerbender Legat (im Reich) mitzubringen hatte, um als solcher entsandt zu werden. Dabei macht sie auf eine strukturelle Veränderung aufmerksam, die auch Auswirkungen auf die Qualifikationen hatten. Die Kreuzzugswerbung vor dem Pontifikat Innozenz' III. sei vor allem eine »Sonderaufgabe von speziellen päpstlichen Abgesandten« (S. 225), den Kardinallegaten, gewesen, die als Diplomaten mit theologischer Ausbildung – teilweise mit Erfahrung in der Bekämpfung von Häretikern – gute Beziehungen zum Herrscher hatten. Demgegenüber wurde die Kreuzzugswerbung im 13. Jahrhundert zu einer zentralen Aufgabe lokaler Würdenträger der Kirchen- und Klosterhierarchie, die nach ihrer lokalen Verankerung ausgewählt wurden. Diese Werbung richtete sich immer mehr an breitere Volksschichten und war nicht mehr so stark an die Herrscher gebunden, obwohl Herrschernähe auch von Vorteil sein konnte. Neben der Qualifikation unterschieden sich die beiden Typen von Kreuzzugswerbenden auch hinsichtlich ihres Auftrags. Im Unterschied zum 13. Jahrhundert, in dem eine enge regionale und inhaltliche Begrenzung des Auftrags vorlag, war dieser im 12. Jahrhundert für die Kardinallegaten wesentlich breiter. Während in den anderen Aufsätzen terminologisch von »Kreuzzugswerbung« die Rede ist, stellt Christoph T. Maier (»Propaganda und Diversifikation der Kreuzzüge im 13. Jahrhundert«) das »Entwicklungspotential der Kreuzzugspropagandaforschung« (S. 235) dar – allerdings erst ab dem 13. Jahrhundert. Dazu zeigt er an zwei Beispielen, nämlich einer weitergeleiteten Instruktion zur Kreuzzugspredigt und der Abschrift einer Bulle mit mittelhochdeutscher Übersetzung auf der Rückseite, wie sich die aus den Papstregistern ersichtlichen Aufträge zur Kreuzzugspredigt in ihrer praktischen Umsetzung fassen lassen, und betont darüber hinaus das Potenzial einer regionalgeschichtlichen Auseinandersetzung mit der unterschiedlichen Gewichtung der Kreuzzüge ins Baltikum bzw. ins Heilige Land innerhalb des Reiches.

Mit unterschiedlichen Rückwirkungen der Kreuzzüge beschäftigen sich fünf Aufsätze. Bernd Bastert (»*enhalb dem mer* – Kreuzzüge ins Heilige Land. Das »Buch von Akkon« im Kontext der deutschen Kreuzzugsliteratur des 12. bis 14. Jahrhunderts«) erläutert den Befund, dass die Kreuzzüge ins Heilige Land in der deutschsprachigen Literatur – zumal in der »Geschichtsdichtung« – im Gegensatz etwa zur französischen Literatur keinen großen Wiederhall erfuhren, um dann auf die Signifikanz des z. B. mit komplexeren Narrativen durchzogenen »Buchs von Akkon« für die literaturwissenschaftliche und historische Forschung hinzuweisen. Gia Toussaint (»Von Jerusalem nach Cleveland. Ein Tafelreliquiar von 1214 und seine Reliquien aus der Limburger Staurothek«) versteht das Tafelreliquiar als eine Vergegenwärtigung und Translokierung Jerusalems nach Mitteleuropa, und zwar einerseits durch den Einbau eines in Jerusalem gefertigten Kreuzreliquiars, andererseits durch die Verwendung byzantinischer Christus- und Marienreliquien. Beides rekuriere »auf die aus westlicher Sicht erfolgreichen Kreuzzüge« (S. 283). Die Rückwirkungen der Pilger und Kreuzfahrer auf die Kunst bis ins 13. Jahrhundert stellt Andrea Worm (»Visuelle Vergegenwärtigungen



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jerusalems und der heiligen Stätten im Reichsgebiet. Überlegungen zu Kontexten und Übermittlungswegen») in drei Fallstudien vor. So wurde die Heiliglandkarte im Zwiefaltener Passionale vermutlich aufgrund von Augenzeugen der Jerusalemer Topografie modifiziert. Die Darstellung des Grabes Christi (ikonografisch durch drei Löcher) findet sich im lateinischen Europa (im Gegensatz zum Heiligen Land) recht selten und meist an Orten mit persönlichen oder institutionellen Verbindungen zum Heiligen Land. Sie erfahre dabei meist eine Umformung zur Integration in die westliche Bilderwelt (Sarkophag statt Felsbank). Gemein sei ihr mit der Darstellung des Himmelfahrtsteins auf dem Ölberg die »ahistorische Überblendung von biblischem Geschehen und zeitgenössischer Gestalt der *locus sanctus*« (S. 316). Bianca Kühnel (»Monumental Representations of the Holy Land in the Holy Roman Empire«) argumentiert, dass Karl IV. mit Prag vor allem eine Imitation Jerusalems geschaffen habe. Sie stützt sich dabei auf eine durch zahlreiche (Passions-)Reliquien und bauliche Nähen hergestellte Verbindung zwischen Jerusalem und der Allerheiligenkapelle, der Wenzelskapelle im Veitsdom und der Heiligkreuz-Kapelle auf Karlstein, die teils direkt, teils durch Vermittlung über die Sainte-Chapelle bestünden. Jürgen Bärsch (»Jerusalem im Spiegel der abendländischen Liturgie des Mittelalters. Anamnetisches Zitat – szenische Darstellung – visuell-haptische Inkorporation«) beleuchtet die Rolle Jerusalems, und zwar sowohl des historischen als auch des eschatologischen Ortes, und deren Veränderungen innerhalb der Liturgie (3./4. bis 16. Jahrhundert). Jerusalem sei als »Gedächtnisfigur« im Kirchenraum und in der szenischen Liturgie immer mehr auch ortsunabhängig als Heilsort erlebbar gewesen. Dabei werden die (mit den Kreuzzügen zusammenhängenden) Entwicklungen im 11.-13. Jahrhundert nicht immer deutlich, da überwiegend von der »mittelalterlichen Liturgie« o. ä. die Rede ist.

Der Band schließt mit einem von Matthias Bley erstellten Orts- und Namensindex.

Nach der Lektüre bleibt jedoch die Überlegung, ob die Beschränkung auf das römisch-deutsche Reich tatsächlich für alle genannten Schwerpunkte sinnvoll ist, oder ob nicht etwa Aspekte wie die (Ritter)-Orden oder die Kreuzzugswerbung/-predigt (zumindest bis Anfang des 13. Jahrhunderts) sich für eine solche Begrenzung gar nicht bevorzugt eignen, da sie häufig überregionale und vor allem auch über die Grenzen des römisch-deutschen Reiches hinausgehende Phänomene waren. Gleichwohl ist der vorliegende Band eine Bereicherung der Forschung zur Kreuzzugsbewegung.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Dorothea Klein (Hg.), in Verbindung mit Horst Brunner und Freimut Löser, Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma, Wiesbaden (Dr. Ludwig Reichert Verlag) 2016, 464 S. (Wissensliteratur im Mittelalter, 52), ISBN 978-3-95490-140-1, EUR 98,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Gilbert Fournier, Paris**

Au début des années 1970, l'*Überlieferungsgeschichte* (histoire de la transmission) se proposait de mettre en œuvre une «histoire (véritablement) historique de la littérature» («eine historische Literaturgeschichte») en Allemagne<sup>1</sup>. Pour ce faire, elle invitait à la collecte et à l'interprétation scrupuleuses de l'intégralité des témoignages de l'historicité des manuscrits (en particulier les mentions «hors la teneur») et des œuvres (en particulier les annotations et l'état du texte) dans l'espoir d'en déterminer leur diffusion et leurs usages dans l'espace et dans le temps. En procédant de la sorte, l'*Überlieferungsgeschichte* participait du changement de paradigme qui intervenait dans l'histoire du livre, à l'instar de l'histoire culturelle du livre dans le domaine français ou de la *Bibliography* anglo-saxonne.

Initiée par Kurt Ruh (1914–2002)<sup>2</sup>, l'un des plus importants germanistes de la seconde moitié du XXe siècle, l'*Überlieferungsgeschichte* est aujourd'hui solidement établie dans le paysage intellectuel et académique allemand. Elle dispose parmi d'autres de ses instruments (la seconde édition du dictionnaire «Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon» qui est une entreprise relative aux œuvres et à leur diffusion sans égale en Europe) et de ses collections («Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters» et surtout «Texte und Textgeschichte») qui accueillent ses principales réalisations, en l'occurrence un savant mélange d'éditions et d'études sur quelques-unes des plus importantes œuvres de la littérature essentiellement

<sup>1</sup> Kurt Ruh, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte*, dans: id. (dir.), *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, Tübingen 1985 (Texte und Textgeschichte, 19), p. 262–272, ici p. 262.

<sup>2</sup> Sur l'apport théorique de Kurt Ruh, voir Volker Mertens, *Strukturen – Texte – Textgeschichte. Zum wissenschaftlichen Werk von Kurt Ruh*, dans: Eckart Conrad Lutz (dir.), *Das Mittelalter und die Germanisten. Zur neueren Methodengeschichte der Germanistischen Philologie. Freiburger Colloquium 1997*, Fribourg 1998, p. 49–62. On trouvera la liste de ses publications jusqu'en 1989 dans: Dietrich Huschenbett, Klaus Matzel, Georg Steer, Robert Wagner (dir.), *Medium Aevum Deutsch. Beiträge zur deutschen Literatur des hohen und späten Mittelalters. Festschrift für Kurt Ruh zum 65. Geburtstag*, Tübingen 1979, p. 467–475; Konrad Kunze, Johannes G. Mayer, Bernhard Schnell (dir.), *Überlieferungsgeschichtliche Editionen und Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Kurt Ruh zum 75. Geburtstag*, Tübingen 1989 (Texte und Textgeschichte, 31), p. 425–430.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

religieuse en Allemagne, et les thèses soutenues sous la direction de ses représentants qui occupent parmi les plus importantes et les plus prestigieuses chaires de germanistique outre-Rhin.

L'absence d'écrit programmatique, la résistance des traditions historiographiques nationales et la concurrence de la *New Philology* et des approches microhistoriennes ont passablement contribué à réduire le rayonnement de l'*Überlieferungsgeschichte* à l'étranger. Ses apports sont à peu près inconnus en France. Outre de retracer les grandes lignes de son histoire sous la plume de l'un de ses meilleurs représentants, le germaniste Freimut Löser<sup>3</sup>, le volume publié par les soins de Dorothea Klein à l'occasion du 100<sup>e</sup> anniversaire de la naissance de Kurt Ruh offre une nouvelle opportunité de partir à la rencontre de l'*Überlieferungsgeschichte*. Soucieux de décroquer son ancrage institutionnel: la germanistique médiévale, et de promouvoir une approche interdisciplinaire, le volume propose de soumettre l'*Überlieferungsgeschichte* au filtre de la réflexion méthodologique, en la confrontant à des disciplines connexes et à des champs où elle n'avait pas cours. Cette réflexion révèle un nouvel avatar de l'*Überlieferungsgeschichte* plus de quatre décennies après sa fondation. Faute de place pour rendre compte des diverses contributions, c'est à l'une ou l'autre de ses caractéristiques que nous consacrons les lignes qui suivent.

La part réservée au livre imprimé constitue à l'évidence un fait remarquable du présent volume. Issue des rangs des médiévistes et associée au livre manuscrit, l'*Überlieferungsgeschichte* avait jusqu'alors plutôt négligé le livre imprimé. Cette dichotomie est imputable selon toute vraisemblance aux découpages disciplinaires et académiques en vigueur. Or le présent volume consacre plusieurs contributions au livre imprimé, en particulier au passage du livre manuscrit au livre imprimé et aux effets qui en résultent concernant la réception des œuvres<sup>4</sup>. Pour l'occasion, il n'est pas rare que l'*Überlieferungsgeschichte* soit confrontée au paradigme de la «médialité» (*Medialität*), familière aux incunabilistes et autres spécialistes du livre imprimé.

Le livre manuscrit n'est bien évidemment pas en reste. Il occupe la majeure partie du volume. La transmission des œuvres de Maître Eckhart, authentiques et apocryphes, allemandes et latines, et plus généralement des «mystiques rhéno-flamands» occupe une place de

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2018.1.45559](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45559)

Seite | page 2

<sup>3</sup> Freimut Löser, *Überlieferungsgeschichte(n) schreiben*, dans: Dorothea Klein (dir.), *Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma*, Wiesbaden 2016 (Wissensliteratur im Mittelalter, 52), p. 1–19.

<sup>4</sup> Udo Kühne, *Von der Handschrift zum Druck, von der Fassung zur Auflage. Veränderungen der Überlieferungssituation durch den Medienwechsel um 1500 und mögliche textgeschichtliche Konsequenzen*, dans: Klein (dir.), *Überlieferungsgeschichte transdisziplinär* (voir n. 3), p. 185–196; Bernd Posselt, *Überlieferungsgeschichte und Inkunabelforschung. Handschrift und Druck in der Textgeschichte der »Schedelschen Weltchronik«*, *ibid.*, p. 197–222, en part. p. 197–198, où l'auteur apprécie la pertinence des critères édictés par Kurt Ruh eu égard au livre imprimé; Joachim Hamm, *Intermediale Varianz. Sebastian Brants »Narrenschiff« in deutschen Ausgaben des 15. Jahrhunderts*, *ibid.*, p. 223–240; Regina Toepfer, *Theater und Text in der Frühen Neuzeit. Impulse des überlieferungsgeschichtlichen Konzepts für die Dramenforschung*, *ibid.*, p. 337–352.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

choix<sup>5</sup> – ce à quoi les productions de l'*Überlieferungsgeschichte* ne nous avaient guère habitué. Elles relèvent pour partie de l'histoire intellectuelle et évaluent l'apport de l'*Überlieferungsgeschichte* en la matière. D'autres contributions traitent de la problématique de la « mise en recueil », de ses modalités et de ses intentions<sup>6</sup>. Elles méritent particulièrement notre attention car elles trahissent un intérêt nouveau pour des corpus réduits et des situations de réception empruntées à la documentation, loin de la logique des best-sellers, de leur tradition pléthorique et de l'approche statistique qui a prévalu par le passé dans nombre de productions issues de l'*Überlieferungsgeschichte*<sup>7</sup>. Cette avancée accroît, comme il nous semble, la quête d'historicité du paradigme. On regrettera tout au plus l'absence de contribution consacrée aux bibliothèques qui constituent un maillon essentiel dans l'étude de la transmission et de la réception d'une œuvre comme le rappelle la thèse d'habilitation du regretté Volker Honemann au sujet de la bibliothèque laïque de la chartreuse de Bâle au tournant du XVI<sup>e</sup> siècle<sup>8</sup>. L'histoire des bibliothèques reste et demeure toujours un *desideratum* de l'*Überlieferungsgeschichte*<sup>9</sup>.

En conclusion, le présent volume peut s'enorgueillir de réviser sur plusieurs points les fondements intellectuels de l'*Überlieferungsgeschichte*. Si l'absence de texte programmatique a nui à son rayonnement, elle a paradoxalement contribué à la plasticité du paradigme et pour tout dire à sa capacité à demeurer fécond et à se renouveler. De ce point de vue,

<sup>5</sup> Laurentiu Gafiuc, *Hefte mit Predigten Meister Eckharts im Umlauf*, dans: Klein (dir.), *Überlieferungsgeschichte transdisziplinär* (voir n. 3), p. 101–122; Markus Vinzent, *Meister Eckharts lateinische Texte, überlieferungsgeschichtlich gelesen – am Beispiel seiner Pariser Quästionen*, *ibid.*, p. 123–134; Michael Hopf, *Meister Eckharts Tochter trifft den armen Menschen. Überlieferungsgeschichtliche und philosophische Bemerkungen zu einer Eckhart-Legende*, *ibid.*, p. 135–151; Ben Morgan, *Überlieferungsgeschichtliche Aspekte zur Geschichte des Individuums im 14. und 15. Jahrhundert*, *ibid.*, p. 153–162; Dagmar Gottschall, *Loris Sturlese, Altdeutsche Mystik in niederländischer Überlieferung. Zu anonymen Traktatliteratur im deutsch-niederländischen Kulturraum*, *ibid.*, p. 163–183.

<sup>6</sup> À la contribution de Laurent Gafiuc citée à la note précédente, il convient d'ajouter celles de Jürgen Wolf, *Sammelhandschriften – mehr als die Summe der Einzelteile*, dans: Klein (dir.), *Überlieferungsgeschichte transdisziplinär* (voir n. 3), p. 68–81, de Stefan Tomasek, *Die Bedeutung der Medialität für das Textverständnis: Das Beispiel der »Würzburger Liederhandschrift«*, *ibid.*, p. 83–99; et de Franz-Josef Holznapel, *»wil gi horen enen sanck?« Zum Konzept einer Medienkulturgeschichte der Lyrik in den handschriftlichen, weltlichen Liederbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts*, *ibid.*, p. 307–336.

<sup>7</sup> Voir à titre d'exemple Georg Steer, *Hugo Ripelin von Strassburg. Zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des »Compendium theologiae veritatis« im deutschen Spätmittelalter*, Tübingen 1981 (Texte und Textgeschichte, 2), ce qui n'amoinndrit rien le grand mérite de cette étude.

<sup>8</sup> Volker Honemann, *Deutsche Literatur in der Laienbibliothek der Basler Kartause. 1480–1520*, Habilitationsschrift, Freie Universität Berlin 1983, dactylographiée, en part. p. 1–2 où l'auteur souligne l'importance d'étudier une « bibliothèque » vivante et un « contexte littéraire existant ».

<sup>9</sup> On se reportera à la contribution pionnière de Bernhard Schnell, *Zur Bedeutung der Bibliotheksgeschichte für eine Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte*, dans: Ruh (dir.), *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung* (voir n. 1), p. 221–230.



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

*l'Überlieferungsgeschichte* partage le sort de *l'Alltagsgeschichte* ou de la *microstoria* italienne.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45559](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45559)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Thomas Labbé, Les catastrophes naturelles au Moyen Âge. XIIe–XVe siècle, Paris (CNRS Éditions) 2017, 349 p., ISBN 978-2-271-08947-2, EUR 26,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Michele Campiano, York**

Das Forschungsfeld der Katastrophen wurde in den letzten Jahren deutlich ausgebaut und hat erfreulicherweise auch die Mediävistik berührt. Die Arbeiten hervorragender Wissenschaftler, wie Jacques Berlioz' »[Les catastrophes naturelles et calamités au Moyen Âge](#)« (1998), Christian Rohrs »Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit« (2007), die Studien von Christian Pfister oder neuerdings der Sammelband von Gerrit Jasper Schenk »Historical Disaster Experiences Towards a Comparative and Transcultural History of Disasters Across Asia and Europe« (2017) haben die Katastrophenstudien an die vorderste Front der Mittelalterforschung geholt. Die nun erschienene Monografie von Thomas Labbé trägt zu dieser Tendenz bei, das Studium der Katastrophen im Mittelalter in ihren historischen und sozialen Kontext zu stellen. Labbés Arbeit konzentriert sich auf Westeuropa, insbesondere auf die Gebiete des heutigen Frankreich, Italien, Belgien, Deutschland und der Niederlande, zieht aber auch Beispiele aus Böhmen, England oder Spanien heran. Sie bedient sich einer Breite von Quellen, richtet ihre Aufmerksamkeit aber vor allem auf Chroniken, da diese, nach Auffassung Labbés, die umfassendste Perspektive bieten (S. 33).

Labbés Studie trägt dazu bei, den Begriff der Katastrophe zu historisieren. Er erinnert seine Leserschaft daran, dass die Sozialwissenschaften die Katastrophe nicht allein als einfaches Resultat eines extremen Phänomens betrachten, sondern als »systemisches Ereignis«, das durch spezifische soziale Dynamiken und eine bestimmte Lesart der Realität als Antwort auf bestimmte Codes oder gedankliche Schemata hervorgebracht wird (S. 13f.).

Wir müssen verstehen, wie ein einfaches Geschehen »evenementalisiert«, zu einem Ereignis gemacht wird. Labbé zeigt, dass das Wort »Katastrophe« (in seiner heutigen Bedeutung) selbst erst im 16. Jahrhundert auftaucht (S. 17). Er nimmt den Begriff »par sa définition générique« und analysiert das historische Vokabular, welches das gleiche semantische Feld abdeckt. So untersucht Labbé den Begriff *casus*, der in seinen Quellen synonym zu *fortuna*, *eventus*, aber auch *ruina* und *periculum* verwendet wird. Er zeigt, dass Begriffe wie *casus* und *fortuna* nicht die ganze Breite des modernen Wortes »Katastrophe« abdecken. *Casus* meint oft einfach ein abruptes Geschehen, »il fonctionne en fait dans les récits médiévaux de phénomènes naturels en binôme avec d'autres notions: celle de *signum*, *prodigium*, *miraculum*, etc.« (p. 21). Die Verwendung des Wortes *signum*, ähnlich wie die von *prodigium* oder *miraculum*, bezogen auf extreme Naturereignisse, bezeugt, dass die Reflexionen mittelalterlicher Autoren auf die Finalität des Geschehenen, auf eine mögliche höhere Bedeutung gerichtet sind. Labbé erklärt: »C'est autour de cet [*casus-signum*] axe que doit être envisagée la perception des phénomènes naturels dans la pensée médiévale« (S. 47). Bei der Entwicklung solcher kultureller Begriffsanalysen ist er



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sich der Schwierigkeiten bewusst, die der Versuch mit sich bringt, die Kultur illiterater Bevölkerungsschichten auf diesem Wege begreifen zu wollen. Wieder nutzt er Chroniken und Annalen als essenzielle Quellen für die Beziehung zwischen der Welt der literaten und illiteraten Bevölkerung. Chronisten nehmen einerseits die Vorstellungen auf, die in Enzyklopädien und anderen Werken mit naturphilosophischen Grundgedanken vorherrschen, doch sie beschreiben andererseits oft auch die *vulgaris opinio*, Gerüchte und Reaktionen des gemeinen Volkes (S. 93–110).

Neben diesen methodologischen Punkten diskutiert das Buch die Konzeptualisierung und die Interpretation von extremen natürlichen Phänomenen. Das Augenmerk liegt dabei auf der Rolle der Naturphilosophie und der Theologie, aber auch der emotionalen Reaktionen in der Bewertung extremer Ereignisse, insbesondere durch Chronisten (S. 50). In seiner Analyse der Erklärungen von Naturereignissen sucht Labbé nach Konstanten in der Vielfalt (S. 57f.). Damit leitet er über zum grundlegenden Problem der Differenzierung zwischen Interpretationsmustern des Mittelalters und denen der frühen Neuzeit. Labbé weist richtig darauf hin, dass mittelalterliche Lesarten extremer Phänomene gleichzeitig naturalistisch und theologisch sein konnten (S. 72). Sorgfältig untersucht er die Darstellung, dass Ereignisse gegen die Natur (*contra naturam*) sein konnten, und welche Vorstellungen von der Existenz »gewöhnlicher« Phänomene sie voraussetzt (S. 90).

Labbé beobachtet weitere Unterschiede, die seit dem 15. Jahrhundert auftauchen, wie die Aufmerksamkeit, die Giannozzo Manetti in seinem »De Terraemotu« den sozial-demografischen Auswirkungen des Erdbebens von 1456 zukommen lässt (S. 74–79). Dabei warnt er jedoch auch vor einer zu strikten Trennung zwischen mittelalterlichen und modernen Einstellungen: Das Buch zeigt deutlich, dass Reflexion über die Umwelt nicht allein eine Charakteristik der modernen und postmodernen Welt ist (S. 158). Männer und Frauen im Mittelalter waren durchaus in der Lage, ihren Einfluss auf die sie umgebende Welt zu reflektieren, wie in einer Vielzahl von spätmittelalterlichen Statuten deutlich wird, die eine ständige Beschäftigung mit der Rationalisierung von Ressourcen und der Verhinderung der Degeneration der Umwelt bezeugen (S. 115).

Labbé beschäftigt sich in seiner Studie auch mit der Intervention von Autoritäten bei der Hilfe von Katastrophenopfern, in erster Linie in Form von »Beihilfen« durch günstige fiskalische Regelungen in den Gebieten, die von extremen Naturereignissen betroffen waren (S. 211–219). Er zeigt aber auch, dass sich die Sichtweise auf die Opfer im 15. und 16. Jahrhundert änderte. Katastrophen wurden zunehmend »dramatisiert« und ihre Opfer wurden wahrgenommen. Berichte über Opferzahlen und finanzielle Verluste durch extreme Ereignisse in den Quellen werden häufiger und präziser (S. 261–267). Genau wie Opfer, so produzieren Katastrophen in der Neuzeit auch Helden, die den Opfern helfen, zum Beispiel in Gestalt der Autoritäten (S. 270). Das Subjekt der Naturkatastrophe gewinnt einen autonomen Raum. Es wird zum Objekt philosophischer und literarischer Werke, welche die tragische Dimension der Wirklichkeit reflektieren. Wir erleben einen Übergang von einer Mentalität des *signum* zu einer des *desasters*: »Or, si le *signum* médiéval s'exprime par l'observation des éléments *contra naturam* accompagnant l'événement, le désastre s'observe à travers la destruction et les victimes produites par le même type d'événement« (S. 272).



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Labbés Buch präsentiert eine originelle und gut informierte Analyse der Konstruktion katastrophaler Ereignisse in der Kultur des Mittelalters. Seine Fülle an Informationen und seine durchdringenden Beobachtungen machen es zu einem Meilenstein nicht nur für die Erforschung von Katastrophen im Mittelalter, sondern für die hoch- und spätmittelalterliche Kultur im Ganzen. Einzig eine Verbindung von Naturkatastrophen mit der Wirtschaftsgeschichte der Epoche könnte man sich noch wünschen. Wirtschaftliche Aktivitäten verbinden Menschen und ihre Umwelt. Hier können zukünftige Forschungen vom Werk Labbés profitieren, um das Verständnis der gesellschaftlichen Wahrnehmung und der Reaktionen auf extreme Umweltereignisse weiter zu schärfen. Diese Anregung für künftige Forschungslinien soll dem Buch von Thomas Labbé jedoch nicht zur Kritik reichen. Es wird für viele Jahre den Anfangspunkt einer jeden mediävistischen Beschäftigung mit dem Thema Naturkatastrophen bilden.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45560](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45560)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Graham A. Loud, Martial Staub (ed.), The Making of Medieval History, Woodbridge (The Boydell Press) 2017, XVI–240 p., 20 b/w ill., ISBN 978-1-903153-70-3, GBP 25,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**K. Patrick Fazioli, Dobbs Ferry**

The first lesson of historiography is that the writing of history is always as much about the present as the past; or, as Walter Benjamin once put it, »every image of the past that is not recognized by the present as one of its own concerns threatens to disappear irretrievably.« This volume is a welcome addition to a growing body of scholarship that explores how Europe's Middle Ages have been continually reinvented to serve an array of modern political and ideological agendas. Most of the chapters are based on invited lectures given at the Universities of Leeds, Sheffield, and York in 2011 and 2012, and are penned by an impressive line-up of medieval scholars from Britain, Continental Europe, and North America. Following some introductory remarks by editors Graham Loud and Martial Staub, who make the case for the continued relevance of the Middle Ages to the (post)modern world, the book is divided into five sections, each containing two or three thematically-linked essays.

In Part One, Jinty Nelson and Ian Wood offer a pair of historiographical essays. Nelson's chapter begins with a sympathetic rereading of Norman Cantor's »Inventing the Middle Ages« before giving some personal reflections on the interdisciplinary direction of medieval scholarship in recent years. Wood's contribution analyzes five nineteenth-century novels set during the Early Middle Ages. He points out that these literary works were grounded in meticulous historical scholarship and argues that this genre allowed authors like François-René de Chateaubriand and W. Collins to advance their particular interpretations of the past to a wide audience.

The essays in the second section lay at the intersection of identity, politics, and the medieval past. Patrick Geary investigates why ethnicity has long been regarded as the primary basis of sovereignty and nationhood in Europe. After considering the possible influence of Christianity, barbarian political identity, and the early medieval sources, Geary ultimately places blame on eighteenth and nineteenth-century historians who flattened the complex social identities of the post-Roman world into a single ethnic dimension that served their nationalist agenda. In the next chapter, Michael Borgolte uses the lens of comparative and global history to reevaluate the geographical boundaries of medieval Europe. Challenging the concept of Latin Christendom, Borgolte sees continuous conflict and cultural exchange among Christianity, Islam, and Judaism as the defining characteristic of the medieval west.

The third section contains three case studies on the political appropriation of the medieval past in Central Europe. Bastian Schlüter details how nineteenth-century German nationalists positioned their newly-unified state as the heir to the medieval Ottonian and



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Hohenstaufen dynasties, best exemplified in the popular legend of Frederick Barbarossa sleeping in the Kyffhäuser mountain, awaiting the German empire to be resurrected. Joep Leerssen further investigates the intersection of nationalism and medievalism in nineteenth-century Germany with an iconographic analysis of murals painted during the restoration of the twelfth-century Goslar Kaiserpfalz. The Romantic scenes intermingled the medieval and modern, as well as history and myth, in order to trace a direct line from Charlemagne and Barbarossa to the present-day Hohenzollern dynasty (while conveniently omitting the intervening centuries of Habsburg rule). In the third case study, Bernhard Jussen continues the focus on visual culture, providing a comparative analysis of images of Charles the Great in French and German schoolbooks, postcards, and other popular media. He identifies some striking patterns in how each nation portrayed the early medieval emperor: the French Charlemagne was typically depicted as a Romanized emperor, faithful Catholic, feudal lord of his loyal paladin Roland, and (somewhat unexpectedly) the founder of the secular school system. In contrast, the German Karl der Grosse was a fierce Frankish warrior, a sceptic of papal power, and never associated with the Roland legend.

The fourth section presents two case studies on the frontiers of the medieval Europe. Richard Hitchcock reviews the modern historiographical debates over tenth-century Iberia, which largely concern the contribution of Islamic culture to modern Spain. While traditional nationalist historians regarded the Reconquista as the key moment in Spanish history, others have embraced Américo Castro's idea of *convivencia*, which emphasized the mutually beneficial relationship of Christians, Muslims, and Jews in the Middle Ages. Christian Lübke's essay brings us to the German-Slavic borderlands on the eastern end of the Carolingian empire. While modern historians have often been guilty of projecting their own ethnic antagonisms onto an early medieval past where such fixed identities did not exist, Lübke prefers to characterize this region »Germania Slavica«, a term that (like *convivencia*) presumes intercultural cooperation as well as conflict.

The essays in the fifth and final section address some crucial theoretical questions through the lens of religious identity and practice. Christine Caldwell Ames examines how concepts like »inquisition« and »heresy« fit into broader disciplinary debates about the nature of medieval alterity. She turns to an unexpected pair of examples — the early American medievalist Henry Charles Lea and mid-century French revolutionaries known as the Situationists — to illustrate how understandings of medieval religion are deeply entangled with the uneasy place of religious belief in a secularized modernity. In the last chapter, Peter Biller traces the shifting meanings of »religio«, »laity«, and »heretic« to remind historians of the semantic gap when translating religious vocabularies between ancient, medieval, and modern contexts.

The overall quality of the scholarship in these essays is exceptionally high. As one would hope from such a distinguished group of scholars, the writing sparkles with wit and insights throughout. The volume will surely prove a worthwhile read not only for medievalists, but anyone interested in how the past is made to serve the needs of the present. Yet if



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

one complaint could be levelled, it is that the book would have benefitted from a concluding commentary that could have explicitly tied together some of the shared themes and concerns interwoven throughout the diverse essays. To take but one example, there is an underlying tension between those (like Nelson) who cheer the continual »reinvention« of the Middle Ages and those (like Geary) concerned with the dangers of appropriating the medieval past for contemporary agendas. In other words, how does the historian make her work relevant to present »concerns« (to borrow Benjamin's word) without committing the fallacy of presentism? To be fair, the editors' Introduction touches upon some of these big questions, but a final essay that brought the chapters into greater dialogue would have delivered a more intellectually satisfying conclusion to an otherwise rich and rewarding book.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45561](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45561)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Benedikt Marxreiter, Bern von Reichenau: De nigromantia seu divinatione daemonum contemnenda. Edition und Untersuchung, Wiesbaden (Harrassowitz Verlag) 2016, XVIII–174 S. (Monumenta Germaniae Historica. Studien und Texte, 61), ISBN 978-3-447-10747-1, EUR 35,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Gerd Mentgen, Trier**

Dem von 1008 bis 1048 amtierenden Abt Bern von Reichenau hat Dieter Blume vor zehn Jahren eine Monografie gewidmet, die nicht nur Berns Leben und Werke behandelt, sondern auch den Text von dessen breit rezipierter »Vita S. Uodalrici« im Original und auf Deutsch darbietet. Benedikt Marxreiter ist nun gleichsam in Blumes Fußstapfen getreten und hat die MGH-Begleitreihe »Studien und Texte« mit der Edition und deutschen Übersetzung eines weiteren Opus des hochgelehrten Benediktiners bereichert. Darin setzte sich dieser ausführlich mit dem brisanten Thema der schwarzen Magie auseinander.

Der Traktat »De nigromantia seu divinatione daemonum contemnenda« hatte ursprünglich schon von dem 1980 verstorbenen Arno Duch, dann jedoch – nach der Ermittlung der von Duch nicht preisgegebenen Provenienz seiner Vorlage – von Helmut Zäh ediert werden sollen, der an einem Forschungsprojekt zu Konrad Peutinger beteiligt war. Dessen enorme Humanistenbibliothek enthielt auch einen um 1513 angefertigten Textzeugen von Berns Elaborat über die Nigromantie als Teil eines Sammelkodex, der heute in der British Library in London (MS Harl. 3668) aufbewahrt wird. Dieter Blume wies seinerzeit ausdrücklich auf das Editions Vorhaben von Zäh hin; letzterer hat es indes bereitwillig an Benedikt Marxreiter abgetreten.

Weitere späte Abschriften des Werks scheinen ebenso wenig auf uns gekommen zu sein wie die drei Exemplare aus dem 11. Jahrhundert, die für Berns Freund, den mutmaßlichen Magdeburger Domscholaster Meginfred, den Trierer Erzbischof Poppo und – im Rahmen einer »Werkausgabe« – Kaiser Heinrich III. bestimmt waren. Die Widmungsbriefe an Poppo und Meginfred sind von Marxreiter gleichfalls ediert worden.

Im ersten Teil dieser Neuerscheinung wird über den Verfasser von »De nigromantia«, die Überlieferungs- und Forschungsgeschichte, die Rezeption durch die Magdeburger Centuriatoren im 16. Jahrhundert sowie über Titel, Inhalt, Aufbau, Entstehungszeit und -hintergrund, zugrunde liegende Quellen und die Textgestalt informiert (S. 1–55). Die den zweiten Teil bildende Edition mit parallel gedruckter Übertragung ins Deutsche (S. 58–121) lässt keine großen Mängel erkennen. Allerdings fragt man sich, aus welchem Grund »Kirie eleison« nicht mit »Herr, erbarme Dich!«, sondern mit »Erbarme Dich unser!« wiedergegeben wird (S. 112f.) und warum z. B. eine sinnwidrige Übersetzung von »nam« am Satzanfang mit »Denn« (S. 58f.) niemandem aufgefallen ist.

Im dritten Teil ordnet Marxreiter in Form einer »Begleitstudie« Berns Nigromantie-Gutachten durch einen Vergleich mit den Anschauungen »früherer [kirchlicher] Magiekritiker« in ihren diskursiven Kontext ein und fragt nach eventuellen neuen »Ideen und Argumenten« des Abtes.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Wenn er in diesem Zusammenhang ankündigt, methodologisch »konkret von den Thesen Berns auszugehen« (S. 123), erscheint dies nicht nur im merkelschen Sinne als alternativlos. Da wenige Zeilen später die »Sichtweise Berns« als »dezidiert mittelalterlich« charakterisiert wird, ahnt auch der auf dem Terrain der Magiekritik wenig bewanderte Leser bereits, dass es mit neuem Gedankengut Berns wohl nicht weit her war. Dem konnte auch kaum anders sein, handelt es sich bei seinen Darlegungen doch im Wesentlichen »um eine mosaikartige Zitatensammlung patristischer und frühmittelalterlicher Werke« (S. 41).

Das Corpus der für den Vergleich herangezogenen Quellen setzt sich zusammen aus sechs Schriften, »die sich explizit und hauptsächlich mit Magie aus theologisch-gelehrter Sicht befassen« (S. 124), dabei jedoch unterschiedliche Schwerpunkte aufweisen. Sie stammen von Hrabanus Maurus, Agobard von Lyon, Hinkmar von Reims sowie Ælfric von Eynsham und werden auf S. 124–141 ausführlich vorgestellt, bevor es zur eigentlichen Gegenüberstellung kommt. Als Fazit (S. 162) hat sich ergeben, dass Bern in seinem Gutachten über Dämonologie und Astrologie zwar etwas mehr zu sagen wusste als die anderen »Experten«, aber – wie erwartet – »keine innovativen Ideen oder originellen Argumente« bei ihm zu finden sind, sodass denn auch »De nigromantia« »wie die meisten anderen der hier behandelten Schriften im Mittelalter so gut wie unbekannt blieb«.

Angesichts des schmalen Umfangs dieser Münchener Dissertation und in Anbetracht von drei Gutachtern fallen nicht nur mehrere Dutzend Kommafehler, sondern auch etliche weitere Schnitzer etwas unangenehm auf: »Afd« statt »AfD« (S. IX); »Vulgatem« statt »Vulgatam« (S. XIV; 54, 232; 62, 18); »Immonem« statt »Ymmonem«, »Pruniam« statt »Prumiam«, »exsilioque« statt »exilioque« und »perhibit« statt »pertulit« (S. 2, 13); »demnach« statt »nach dem« (S. 3, 14); »den« anstatt »das« Briefcorpus (S. 4, 22); »Domscholster« (S. 5, 28); Verwechslung von Geburts- und Weihejahr Erzbischof Poppo (S. 13); »divinatione« statt »divinationem« (S. 22, 108); »Bedenken an« statt »Bedenken gegen« (S. 34); »Elisabeth« statt »Elsbeth« Andre (S. 34, 150); falscher Punkt nach »dedecus« (S. 38, 169); bei den S. 38 erwähnten »Stiefeln« handelte es sich um Pontifikalstrümpfe; »Rudolf Glaber« statt »Rodulf« bzw. »Rodulfus Glaber« (S. 40; 176, 173); »Ute-Renate« statt »Uta-Renate« Blumenthal (S. 42, 184); »der« statt »die« pars (S. 48, 209); »und und« (S. 55, 237); falsches Geburtsjahr »774« Karls des Großen (S. 60, 12); »Gegenstand, das« statt »Gegenstand, der« (S. 85); Dopplung von »sich« (S. 103); »redendenden« (S. 118, 184); Kritik »in seiner« statt »in ihrer« Entwicklung (S. 123); Hintergründe, »unter denen« statt »vor denen« (S. 125); »falsis dies« statt »falsis diis« (S. 134, 40); »aute« statt »autem« (S. 157, 121).

Durchaus verzichtbar scheinen im Übrigen in einem wissenschaftlichen Werk Hinweise in den Anmerkungen wie der, dass Weihnachten am 25.12. gefeiert wird, Mittfasten und Aschermittwoch jedoch bewegliche Feiertage sind (S. 136, 48), oder: »zu Noah und der Flut vgl. Gen. 5–9« (S. 149, 90) sowie Belehrungen, wonach Sokrates, Plato und Pythagoras antike griechische Philosophen gewesen seien, mit erhärtenden Verweisen auf Lexikonartikel (S. 66, 29f.; 87, 75). Auch ist das Buch nicht frei von Redundanzen.

Aus meiner Sicht mit am spannendsten ist Marxreiters Diskussion der Frage, auf welche Ketzereien, die sich – wie Bern in seinem Brief an Erzbischof Poppo schrieb – »vor einigen Jahren« von Italien bis



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

nach Lothringen ausgebreitet hätten, angespielt worden sein könnte. Verwiesen wird hier mit guten Gründen auf die Verbrennung angeblich häretischer Kleriker in Orléans im Jahr 1022 als Zwischenstation, auch wenn dies letztlich spekulativ bleiben muss (S. 36–41).

Beschlossen wird der Band von einer Auflistung der erwähnten Handschriften und Bibelstellen sowie der berücksichtigten Quellenabschnitte sowie einem Orts-, Sach- und Personenregister. Ein siebeneinhalbseitiges Quellen- und Literaturverzeichnis findet man hingegen am Anfang.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45562](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45562)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Anna Maria Migdal, Regina Cœli. Les images mariales et le culte des reliques. Entre Orient et Occident au Moyen Âge, Turnhout (Brepols) 2017, 438 p., 26 p. de pl., 136 ill. (Hagiologia. Études sur la Sainteté en Occident – Studies on Western Sainthood, 12), ISBN 978-2-503-56858-4, EUR 95,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Klaus Krönert, Lille**

Man könnte leicht glauben, dass zu den Themen »Marienverehrung« und »Reliquienkult« im Mittelalter schon zu viel geschrieben wurde, um dazu noch eine *thèse de doctorat* zu verfassen. Das hier besprochene Buch, das auf einer kunsthistorischen Dissertation beruht, die unter der Leitung von Nicolas Reveyron angefertigt und 2010 an der Universität Lyon II verteidigt wurde, zeigt, dass dies ein Irrtum ist. Ausgangspunkt und Zentrum der Untersuchung sind die sogenannten »Reliquien-Bilder«. Es handelt sich hierbei um Tafelbilder, Diptychen oder Triptychen mit Darstellungen der Jungfrau mit dem Kind, die auf Holz oder Glas gemalt und von einem breiten Rahmen eingefasst sind, in dem sich Reliquien und mitunter sogar Edelsteine befinden.

Diese Reliquiare verbreiteten sich vor allem in Kleinpolen seit etwa 1420. Ikonografische und formale Vorläufer dieses Typus konnten in Byzanz ausgemacht werden, die dann in der Malerei des italienischen Trecento weiterentwickelt wurden. Hierbei spielt das Sieneser Modell des Marien- oder Kindaltars eine besondere Rolle. Dieser fand seit den 30er Jahren des 14. Jahrhunderts immer mehr Verbreitung. Vergleichende stilistische Studien machen es wahrscheinlich, dass dieser direkt aus Italien oder indirekt über Böhmen die polnische Produktion des Reliquien-Bildes beeinflusst hat.

Die Verbreitung dieser Tafel-Reliquiare lässt sich mit der *Devotio moderna* in Verbindung bringen, einer Bewegung, die eine Erneuerung der Frömmigkeit zum Ziel hatte und in Mitteleuropa große Verbreitung fand. Der Wunsch nach erschwinglichen und für den privaten Bereich geeigneten Reliquiare kam auf. Diese sollten auch als Haus- oder Tragaltäre benutzt werden können. So sollten in einem Objekt mehrere für den Kult wirksame Elemente vereinigt werden: Ein Marien- und Christusbild, z. T. mit der Formel »Regina Cœli« beschriftet und mit Reliquiensplittern umrahmt, konnte die Hoffnung auf Wunder berechtigt erscheinen lassen.

Die hier in groben Zügen dargestellte Entwicklung basiert auf einer erstaunlich umfangreichen Quellenbasis. Anna Maria Migdal hat die von ihr zugrunde gelegten Reliquienbilder in Katalogform detailliert beschrieben und in einem insgesamt 68 Seiten langen ikonografischen Anhang abgedruckt, sodass ihre Darstellung auch für den Nichtspezialisten nachvollziehbar wird. Ein Glossar der *termini technici* und zwei Register, die die zitierten Eigen- und Ortsnamen umfassen, erleichtern ebenfalls die Arbeit mit diesem Band, der sich



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

keineswegs nur an Kunsthistoriker wendet und wieder einmal beweist,  
wie sehr ikonografische Quellen zum Verständnis einer Epoche beitragen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–  
1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45563](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45563)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jean-Claude Mühlethaler, Delphine Burghgraeve (dir.), Un territoire à géographie variable. La communication littéraire au temps de Charles VI, Paris (Classiques Garnier) 2017, 335 p. (Rencontres. Série Civilisation médiévale, 20), ISBN 978-2-406-05962-2, EUR 38,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Jo#l Blanchard, Le Mans**

Le livre est issu d'un travail d'équipe aidé par le FNS (Fonds national suisse). Une longue introduction écrite à six mains (Jean-Claude Mühlethaler, Delphine Burghgraeve, Claire-Marie Schertz) définit les enjeux méthodologiques. Il s'agit, pour résumer, de s'appuyer sur les travaux de spécialistes de la communication littéraire (Jérôme Meizoz, Dominique Maingueneau) et de voir comment les protocoles utilisés pour les textes contemporains peuvent s'appliquer aux textes médiévaux. L'enjeu est d'étudier les »postures figuratives« de l'auteur dans son texte, l'»éthos«, pour utiliser un terme définissant à lui seul, depuis une bonne vingtaine d'années, les mécanismes discursifs à l'œuvre dans la pragmatique littéraire, les dispositifs fictionnels (épiphanies, allégories, songes ...) aidant à »objectiver« le discours amoureux et politique.

Le corpus de référence est la base »Clerc6« consultable en ligne. Cette base de données de l'université de Lausanne comprend une liste d'auteurs médiévaux et de travaux critiques plus ou moins récents. Dans la liste des auteurs, on retrouve, bien sûr, des noms fameux, comme Alain Chartier, Christine de Pizan, Philippe de Mézières, mais aussi plus obscurs, comme Othon de Grandson, Jean de Garencières, Jean de Courcy, Évrard de Conty. Viennent ensuite neuf études regroupées en quatre parties solidement articulées: »Ethos et scénographie politique« (Philippe Maupeu, Élisabeth Gaucher-Rémond); »L'esprit critique: la fabrique du lecteur modèle« (Amandine Mussou, Claire-Marie Schertz, Delphine Burghgraeve); »Scénographies lyriques«: l'auteur et ses publics« (Jean-Claude Mühlethaler, Didier Lechat); »Métaphores de l'écriture« (Mathias Sieffert, Friedrich Wolfzettel). Des micro-analyses, particulièrement soignées, suivent pas à pas la mise en œuvre des procédures rhétoriques et oratoires conduisant à l'élévation de la figure de l'écrivain, signe d'un changement de son statut à la fin du XIV<sup>e</sup> siècle et au début du XV<sup>e</sup> siècle. Les études portent sur les auteurs de la base »Clerc6«, avec parfois des incursions hors du champ prédéfini, comme pour Charles d'Orléans.

Au fil d'une analyse minutieuse on découvre les »figures de projection« de l'auteur: prophète, herméneute, sage, autocommentateur, propagandiste, conseiller, etc., rattachées à des traditions bibliques ou mythographiques solidement établies. L'ironie, la prise de distance critique vis-à-vis de l'écriture, de l'acte poétique, donnent une tonalité particulière au discours, on pense notamment à Charles d'Orléans largement commenté à juste titre: les techniques de composition, les jeux de masques que le poète se plaît à combiner pour le plus grand plaisir de son lecteur sont décrits avec une application méticuleuse. De subtiles et pertinentes nuances sont faites entre une »poésie pragmatique«, celle d'Eustache Deschamps, qui s'adresse à tous, et une poésie plus lettrée au lectorat plus circonscrit, tournée vers une société de cour et les clercs,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

une poésie impliquant des dispositifs d'écriture et de lecture différents. Le recueil distingue judicieusement entre deux douleurs, particulière et générale, qu'accompagnent deux modèles, deux esthétiques: *lamentatio* (Jérémie) et *consolatio* (Boèce). Signalons le disparate générique des »Dialogues« de Pierre Salmon, pour citer le plus emblématique, hésitant entre miroir des princes, récit autobiographique, recueil d'épître. Ce texte illustre le caractère polyvalent de certaines grilles d'écriture, un trait caractéristique de la littérature tardo-médiévale.

Le livre constitue un effort incontestable pour baliser le champ littéraire à la fin du Moyen Âge, un essai de classement qui permet de différencier des approches de communication. L'ouvrage est solide, mais révèle quelques faiblesses qui n'entament en rien son utilité.

Une première réserve concerne le retour fréquent d'éléments de langage relevant d'un vocabulaire critique qui a vieilli, hermétique, voire franchement décalé, comme les oppositions empruntées à une lecture symbolique (Bachelard), opposant »ouvert/fermé«, »intime/lointain«, »vertical/horizontal« – le déplacement fictionnel de Christine de Pizan est »vertical«, celui de Philippe de Mézières »horizontal« (sic). D'autre part, on peut se demander si les responsables du recueil n'ont pas commis l'erreur de s'en tenir à une recherche a minima, revenant souvent sur les mêmes auteurs (Christine de Pizan est pratiquement mentionnée dans tous les articles), de là des effets redondants, voire tautologiques. Les citations d'ouvrages théoriques, très nombreuses, de plusieurs lignes parfois, fruit d'une (sur)activité compilatoire, donnent l'impression d'un huis-clos critique épuisant (le »thymique« fait florès). S'y ajoute un style pesant et embrouillé, peut-être nécessaire pour explorer tous les aspects d'une question, mais confinant à l'amphigouri. Certains collaborateurs du recueil, plus habiles, plus légers, tirent néanmoins leur épingle du jeu, en adoptant un style plus limpide, plus lumineux, dont l'effet immédiat est une qualité de pensée dont il faut les féliciter.

Finalement on se pose la question: la greffe a-t-elle prise? La méthode qui consiste à lire un texte médiéval selon les grilles critiques d'aujourd'hui est toujours risquée. On aimerait que le principe s'appliquât de manière moins systématique et moins schématique. Seconde réserve: des pans entiers du champ littéraire font défaut. Par exemple, le phénomène de la prédication n'est pas traité, laissant dans l'ombre les sermons »mixtes«, politiques et religieux à la fois, véritables éléments d'un »espace public« nulle part défini dans le recueil. De même le théâtre est absent. Les textes latins sont peu représentés. Or on sait combien ils sont, eux aussi, travaillés par une dynamique et une polyvalence textuelles mouvantes, voire transgressives, contrairement à ce qui est souvent dit. Rien n'est mentionné de la réintroduction du mot *tragedia* (tragédie) par Philippe de Mézières à la fin du XIV<sup>e</sup> siècle (»Songe«, *Oratio tragedica* ...). Le domaine historiographique est bien délaissé. On le déplore, car le règne de Charles VI est particulièrement riche en œuvres majeures; et le »Livre des faits du maréchal Boucicaut« – qualifié d'œuvre de »propagande« (sic) – fait pâle figure face à des œuvres de premier plan qui témoignent d'un engagement poético-politique autrement plus important, comme celui du Religieux de Saint-Denis (deux occurrences seulement dans l'index). Bref, malgré ces réserves, malgré la qualité inégale des articles présentés, le livre se construit comme un recueil d'exercices à visée pédagogique, expérimentant des concepts à la mode et des modèles de lecture critique. Élaboré par nos collègues suisses, il est une étape dans l'éclairage d'une période de grandes crises, dans tous les



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

sens du terme, politique, esthétique, culturelle, anthropologique, mais le lien avec ces formes de l'«épistémè» du XVe siècle n'est pas établi.

Il ne reste plus qu'à enrichir la base, à défricher audacieusement un vaste terrain, ce qui signifie éditer et, si besoin est, rééditer les textes qui ne bénéficient pas des normes scientifiques modernes. Le plus utile peut-être sera de mieux faire connaître les écrits restés dans l'ombre, faute d'avoir été publiés. C'est la meilleure chose qu'on puisse souhaiter à cette équipe de chercheurs. Dernier point, la question éditoriale: l'appréhension d'un manuscrit impose une indispensable corrélation entre texte et image. En effet, le dialogue est impossible à établir si l'on n'a pas les deux supports en vis-à-vis. On renverra au travail remarquable accompli par Jean-Claude Schmitt, dans »[Les rythmes au Moyen Âge](#)« un modèle du genre. Certes, on ne peut tenir rigueur aux responsables du recueil de ne pas reproduire les images si importantes pour la bonne lecture des textes médiévaux, mais il faudra bien que les maisons d'édition trouvent un jour une solution pour répondre à une demande forte.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:

[10.11588/frrec.2018.1.45564](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45564)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Aude Musin, Sociabilité urbaine et criminalisation étatique. La justice namuroise face à la violence de 1360 à 1555, Turnhout (Brepols) 2017, 204 p., 30 n/b ill. (Studies in European Urban History [1100–1800], 39), ISBN 978-2-503-53439-8, EUR 65,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Martine Charageat, Bordeaux**

L'ouvrage est court et percutant. Après une présentation de Namur comme ville, sous la tutelle d'un comte et comme capitale d'une principauté, l'auteure commente en introduction l'emboîtement juridictionnel des cours de justice et les sources qu'elle en a exploité avant d'annoncer très vite ce qu'elle entend prouver au terme de l'ouvrage: le passage d'une sociabilité urbaine, comprenez une gestion de la violence par les autorités locales, à la criminalisation étatique, c'est-à-dire la récupération de cette gestion par les autorités supérieures, princières. S'ensuit alors, dans les chapitre un et deux, un tableau des violences prises en charge par les justices urbaines aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, ainsi qu'une analyse des procédures d'apaisement (trêve, assurances, paix) soumises à leur autorité, tout en respectant le consentement des parties. Pour autant, la violence ne cesse pas mais évolue et se diversifie. Le lectorat appréciera l'effort fait dans le chapitre 3 pour nuancer, relativiser et fonder sur une connaissance parfaite des sources tout effort statistique mené dans le but d'asséner des évolutions quantitatives de la violence, à la suite de Pieter Spierenburg et autres partisans du recul des homicides entre la fin du Moyen Âge et l'époque moderne.

Un des apports indéniable de ce livre est de permettre de rediscuter la question de la vengeance dans la société médiévale, dans le cadre des politiques urbaines de gestion de la violence à travers le cas quelque peu atypique ici de Namur. Les autorités échevinales, en comparaison avec bien d'autres villes occidentales aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, ont cherché à enrayer les processus de vengeance, quitte à punir plus sévèrement les actes vengeurs. Pourtant, le droit de vengeance existe, les échevins sont amenés à en éclairer les modalités et la vengeance sert régulièrement à légitimer (excuser) certains homicides. On finit par comprendre qu'il existe un paradoxe essentiel dans le rapport que les élites locales entretiennent avec les pratiques de vengeance et avec les attendus qui en découlent. Cette dimension paradoxale aurait gagné à être éclairée plus tôt, dans l'ouvrage, avant le chapitre 4 qui clôt l'autre pan de la démonstration annoncée en introduction. Le lecteur en est parfois réduit dans les deux premiers chapitres à se demander quels actes finalement l'auteure prétend faire entrer dans la catégorie vengeance.

On se perd un peu dans le descriptif des violences physiques, mortelles ou non, infligées de manière intentionnelle ou non, pour l'honneur et/ou par vengeance, et susceptibles d'être pardonnées ou non, avant d'être encore redistribuées entre »mêlées simples« et »mêlées de haine«. En tous les cas, il s'avère extrêmement intéressant de découvrir comment



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

les justices namuroises ont cherché à enrayer les cycles de vengeance, à empêcher le processus d'escalade de la violence aussi vite que possible après la commission des faits susceptibles de dégénérer en guerres privées. Les amendes en témoignent mais aussi tout un arsenal de mesures contraignantes visant à désamorcer l'envie d'exercer des représailles, de la part des victimes ou de leurs familles.

On découvre une justice parfaitement médiévale en somme aux XIV<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles, ce que l'auteure relie à l'expression «sociabilité urbaine», où l'humain est encore au centre des politiques publiques d'apaisement en faisant primer réconciliation et réparation. Le changement qui s'opère au tournant des XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles affecte cet aspect et marque une évolution dans la perception et le traitement des violences. La justice princière prend le pas sur les autres, faisant passer l'intérêt du prince avant celui des victimes directes des injures, des coups et blessures, voire des homicides ou des meurtres. On assiste à l'essor d'une justice d'État qui s'impose à tous les sujets, par dessus les justices intermédiaires et locales, et qui oscille entre rigueur et miséricorde, à l'image du gouvernement par la grâce des rois de France.

Cet essor se caractérise au final par l'affirmation et l'accaparement d'un double monopole au profit du prince: celui de l'offense et celui de la grâce. En effet, le prince s'érige en première victime, après Dieu s'il en est, d'un certain nombre d'injures. Le rituel de l'amende honorable (*escondit*) qui s'applique alors commence par redistribuer la hiérarchie de ceux à qui le coupable doit demander pardon: Dieu, le prince, la ville. C'est en dernier qu'apparaît enfin la victime proprement dite, dont l'effacement ou le renvoi aux procédures civiles de dommages et intérêts fait ressortir un changement dans le traitement plus pénal des violences. Le monopole princier s'articule à un processus inédit de criminalisation et de pénalisation des actes violents dénoncés au sein du territoire namurois, en lien avec l'essor des procédures d'office. Les ressources déployées par les juridictions urbaines, voire comtales, configurant les modes de régulation, de réparation, de réconciliation ou de sanction des violences avant le privilège de 1477 se retrouvent alors éliminées, absorbées ou détournées par la justice du prince. Le fait mandé (autodénunciation) perd en importance, la grâce princière octroyant, désormais de manière exclusive, ce que la procédure de fait mandé permettait d'espérer à l'échelle des justices locales: qualifier un homicide en beau fait et échapper à la rigueur du châtimement et/ou à la vengeance des victimes.

Par ailleurs, la vengeance n'est plus un argument à faire valoir pour obtenir la grâce du prince, faisant aboutir au moins en intention la volonté échevinale de tarir cette source de violence ou du moins d'en remettre en cause l'effet légitimant. Quant aux accords de paix (paix à partie), ils ne sont plus un préalable nécessaire à la rémission des crimes. Au contraire, l'octroi de la lettre de rémission est conditionné par la promesse de réaliser cette paix. Celle-ci se retrouve en définitive assujettie au bon vouloir du prince, ce dont il était exclu auparavant de par la nécessité de faire la paix avant de pouvoir demander pardon pour le crime commis. La rémission vient magistralement se substituer également à la procédure de rachat du pays (compensation négociée



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

pour permettre au fugitif de revenir dans la ville) que les échevinages contrôlaient encore avant la fin du XV<sup>e</sup> siècle. Mais le prince n'a pas fait que déposséder les justices locales de leurs prérogatives, il en a aussi dépouillé le souverain bailli qui avait lui-même capté le droit de grâce à son profit au détriment des échevins. Le XVI<sup>e</sup> siècle devient alors celui de l'expression de la souveraineté justicière de l'État, des Bourguignons puis des Habsbourg, dans le Namurois, en matière de pardon et de rémission des crimes mais aussi de réintégration ou non du criminel à la communauté.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Warren Pezé, Le virus de l'erreur. La controverse carolingienne sur la double prédestination: essai d'histoire sociale, Turnhout (Brepols) 2017, 565 p., 2 col., 18 b/w ill. (Haut Moyen Âge, 26), ISBN 978-2-503-57015-0, EUR 90,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Rudolf Schieffer, Bonn**

Der Streit um die Lehre des Mönchs Gottschalk von Orbais (806/808?–868/869) von der Prädestination des Menschen zum ewigen Heil ebenso wie zur ewigen Verdammnis hat im Frankenreich des mittleren 9. Jahrhunderts jahrelang hohe Wellen geschlagen. Die Quellenbasis ist im Laufe des 20. Jahrhunderts durch glückliche Neufunde (vor allem von Cyrille Lambot, 1945/1958) und einige präzisierte Zuschreibungen spürbar bereichert worden, weshalb die ältere Forschungsliteratur weithin überholt ist. Unter den jüngeren Bemühungen um eine angemessenere und nicht allein auf theologische Positionen fixierte Betrachtungsweise stellt das vorliegende Werk, erwachsen aus einer *thèse* an der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne von 2014, einen neuen, wenn nicht *den* Höhepunkt dar.

Der Autor, nach einer Tätigkeit an der Universität Tübingen nun an der Université Paris-Est Marne-la-Vallée beschäftigt, beginnt mit dem üblichen Rückblick auf die bisherige Spezialliteratur und zeichnet, darauf gestützt, im 1. Kapitel (S. 43–97) noch einmal Gottschalks bewegten Lebensweg und die Entwicklung der von ihm ausgelösten Kontroverse nach. Das dient ihm indes nur als Grundlage für seine S. 99 einsetzenden tiefer schürfenden Überlegungen, die, abermals chronologisch voranschreitend, bisher kaum erfasste Hintergründe und Zusammenhänge zum Vorschein bringen sollen. So geht es zunächst um Gottschalks bekannte sächsische Herkunft, die Warren Pezé mit (streckenweise kühnen) namenkundlichen, genealogischen und besitzgeschichtlichen Argumenten dahingehend konkretisiert, dass der Vater Bern der (von Reinhard Wenskus rekonstruierten) »Ricdag-Sippe« angehörte und die Mutter Liba fränkischem Adel im Saalegau entstammte. Die Verwurzelung in der Reichsaristokratie dürfte 829 die Lösung vom Kloster Fulda und den Weggang Gottschalks in den Westen der Francia erleichtert haben, wo er Zugang zu höchsten Kreisen und zumal zu Erzbischof Ebo von Reims gewann. Dessen Sturz (834/835) sieht W. Pezé als Beweggrund für Gottschalks Wechsel nach Italien an, wo er unter der Herrschaft Lothars I. Aufnahme bei Kaiser Ludwigs Schwiegersohn, Markgraf Eberhard von Friaul, fand und durch seine Prädestinationslehre aufzufallen begann. Möglicherweise deswegen wich er für Jahre in die Mission auf dem Balkan (bis nach Bulgarien) aus, war aber 848/849 wieder zur Stelle, als er auf Betreiben des Hrabanus Maurus und Hinkmars von Reims von den Synoden in Mainz und Quierzy als Häretiker gebrandmarkt und in lebenslange Klosterhaft nach Hautvillers verbracht wurde.

Die Art, wie in diesem 2. Kapitel (S. 99–177) gesicherte biografische Fakten mit der allgemeinen historischen Entwicklung verwoben werden, kann als kennzeichnend für das ganze Buch gelten, das mit durchweg plausiblen, aber nicht zwingend beweisbaren Kombinationen konsequent versucht, die Einengung des Blickwinkels auf bloßes



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Theologengezänk« zu überwinden. Demgemäß handeln das 3. und das 4. Kapitel (S. 179–214, 215–299) nicht allein von den nach der Verurteilung einsetzenden Streitschriften für und gegen Gottschalks Doktrin, sondern weit mehr von deren Urhebern und ihren Beziehungen zu Karl dem Kahlen, vom Verhalten des Hofklerus, von den Spannungen innerhalb des westfränkischen Episkopats (mit Hinkmar im Zentrum) und von rivalisierenden Gruppen unter den weltlichen Großen. Mindestens »une certaine cohérence« (S. 271) konstatiert der Verfasser dabei zwischen dem Drang der Verteidiger Gottschalks nach einer päpstlichen Entscheidung und einem Hauptanliegen der pseudoisidorischen Fälscher.

Im 5. Kapitel (S. 301–367) wechselt W. Pezé erneut die Perspektive, indem er nach der sozialen Tiefenwirkung des strittigen Problems fragt, das für jeden gläubigen Christen von existenziellem Belang sein musste. Die Sorge vor der Wirkung des *virus* auf die *simplices*, an die Hinkmar 849 ausdrücklich seine erste Denkschrift zum Thema richtete, spielte für ihn ebenso wie für Hraban eine große Rolle und trieb sie zu harten disziplinarischen Maßnahmen, mit denen vor allem der »einfache« Klerus im Kontakt mit dem Kirchenvolk beeindruckt werden sollte. In Traktaten beider Seiten wird das publizistische Bestreben spürbar, die komplexe patristische Debatte aus dem 5. Jahrhundert für das Fassungsvermögen von theologisch Ungebildeten zu plausibilisieren. Die Analyse der Argumentationsweisen führt dann im 6. Kapitel (S. 369–427) zu dem schon häufiger erörterten Phänomen der Fälschungen bzw. Deformationen überkommener Texte in den Schriften Hinkmars, aber auch anderer Polemiker der Zeit, das sich in deren kopialer Überlieferung fortsetzt. W. Pezé präsentiert hierzu weitere handschriftliche Befunde, die Manipulationen verschiedenster Art zu erkennen geben, betont aber zugleich, dass tatsächlich unberechtigte Fälschungsvorwürfe genauso zum gängigen Arsenal der damaligen Streitschriften gehörten.

Erst am Schluss wird als 7. Kapitel (S. 429–483) eine *enquête archivistique* geboten, die Beobachtungen zur Vielzahl der Marginalnotizen in den untersuchten Codices, zur erstaunlichen räumlichen Reichweite der Auseinandersetzung, zu informellen Stoffsammlungen (Florilegien) und zur Genese von Hinkmars »De praedestinatione« von 859/860 zusammenträgt. Spezielle Materialien finden sich in den Anhängen (S. 494–519).

Warren Pezés Werk, dessen reicher Inhalt hier nur in seinen Grundzügen nachgezeichnet werden kann, beruht auf gediegener Kenntnis der internationalen, aus verschiedenen Disziplinen erwachsenen Literatur. Es führt deutlich über eine kritische Reflexion des Forschungsstandes hinaus und dürfte die Diskussion um den Prädestinationsstreit auf absehbare Zeit beherrschen.

Mittelalter – Moyen Âge (500–1500)

DOI:  
[10.11588/frrec.2018.1.45566](https://doi.org/10.11588/frrec.2018.1.45566)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Robert Schindler, Die bebilderte Enea Silvio Piccolomini Handschrift des Charles de France. Ein Beitrag zur Buchmalerei in Bourges und zum Humanismus in Frankreich, Turnhout (Brepols) 2016, 280 S., 138 s/w, 29 farb. Abb. (Ars Nova. Studies in Late Medieval and Renaissance Northern Painting and Illumination, 17), ISBN 978-2-503-54612-4, EUR 125,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Christine Jakobi-Mirwald, Weiler**

Eine bildschöne kleine illuminierte Handschrift wird hier in einer reich ausgestatteten Ausgabe vorgelegt: eine in Los Angeles (J. Paul Getty Museum, ms. 68) verwahrte, knapp über postkartengroße, 46 Folia umfassende Abschrift zweier Texte des Humanisten und nachmaligen Papstes Pius II. mit elf ikonografisch wie stilistisch herausragenden Miniaturen. Der Codex, »ein wichtiges Zeugnis für die Literatur- und Kulturgeschichte der Zeit [...] zwischen Italien und Frankreich [...], ein historisch besonders gut zu verortendes Beispiel für die Rezeption italienischer humanistischer Literatur in Frankreich« (S. 148), ist fast zu schön ist, um wahr – und bislang noch so gut wie unerforscht – zu sein, und erfährt in dieser Berliner Dissertation eine sorgfältige Analyse mit schlüssiger Einordnung in Textüberlieferung und Stilgeschichte.

Inhalt ist Enea Silvio Piccolominis »De curialium miseriis«, eine drastische Schilderung der Leiden des Hoflebens, sowie die »Historia de duobus amantibus«, ein Briefroman mit der Liebesgeschichte zwischen einem deutschen Höfling und einer verheirateten italienischen Frau. Die Texte entstanden 1444 und waren unter anderem wegen ihres als vorbildhaft angesehenen Lateins weit verbreitet; die Getty-Handschrift ist die einzige umfassend illuminierte Abschrift beider Texte, deren erster fünf und der zweite sechs von zwölf vorgesehenen Miniaturen erhalten hat.

In der Untersuchung wird zunächst Charles de France aus Bourges, jüngerer Sohn König Karls VII., als Auftraggeber ermittelt und die unmittelbare Textvorlage in einer ebenfalls aus dessen Sammlung stammenden Abschrift identifiziert (Paris, BnF lat. 6716). Dann werden zuerst die Texte und dann die Bilder vorgestellt und untersucht: Es handelt sich um einen Zyklus, der ad hoc geschaffen wurde, um einen bereits in der Sammlung vorhandenen, dem Auftraggeber offenbar wichtigen Text zu illustrieren und zu gliedern. Die Person des nun Piccolomini-Meister genannten Malers steht im Folgenden im Mittelpunkt, wobei die anderen höfischen Illustrationszyklen zum Vergleich herangezogen werden, vor allem René d'Anjous »Cuer d'Amours espris« von 1475, dessen Haupthandschrift (Wien, ÖNB fr. 24399) ähnlich illustriert ist, ebenfalls unvollendet blieb und von Barthélemy d'Eyck ausgemalt wurde, dessen Werk dem Piccolomini-Meister offenbar bekannt war. In der Haager Abschrift der »Epistre Othéa« Christines de Pizan (Den Haag, KB 74 G 27) und ihrem deutlich umfangreicheren, aber qualitativ unterschiedlichen Bildprogramm identifiziert der Verfasser in einzelnen Miniaturen die Hand des Piccolomini-Meisters, ebenso in drei Miniaturen eines Stundenbuchs



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris | publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mit Gebrauch und Kalendar für Rouen (Privatbesitz). Die Lokalisierung nach Bourges, um 1460–1470, d. h. in die bislang wenig bekannte Zeitspanne zwischen den Brüdern Limburg und Jean Colombe, stützt sich auf die Identifikation von Charles de France als Auftraggeber. Dieser, seine Büchersammlung und seine humanistische Bildung stehen im nächsten Teil im Mittelpunkt, bevor Funktion und Rezeption der beiden Texte beleuchtet werden: der erste im Rahmen der Tradition hof- und gesellschaftskritischer Traktate als umgekehrter Fürstenspiegel, der antikische Liebesroman mit ausgeprägt moralisierender Botschaft, beide in erster Linie geschliffene humanistische Sprachkunstwerke.

Am Schluss der Arbeit stehen ein Katalog von 28 Handschriften aus der Sammlung des Charles de France und 14 Abschriften eines oder beider Piccolominitexte sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Die Miniaturseiten der Handschrift sind durchweg in Farbtafeln abgebildet, weitere 16 Farbtafeln zeigen dem Piccolomini-Meister zugeschriebene und andere Miniaturen, 124 kleinere Schwarzweißbilder sind Vergleichshandschriften gewidmet und bilden etwa ein Viertel der im Katalog beschriebenen Codices ab.

Eigentlich bleiben keine Wünsche offen, allenfalls einer im Zusammenhang mit den Abbildungen: die Miniaturen der Handschrift wurden durchweg ohne entsprechenden Hinweis um rund ein Drittel vergrößert, der Bildausschnitt auf dem Schutzumschlag sogar um gut das Dreifache. Ein deutlicheres Eingehen auf das virtuos beherrschte Kleinstformat und ein Hinweis darauf, dass es auch innerhalb der anderen Bücher von Charles de France und den überwiegend eher kleinformatigen Piccolomini-Abschriften eine Extremposition einnimmt, wäre vorstellbar gewesen. Die Arbeitsweise des Malers entspricht damit der anderen Bedeutung des Wortes »miniaturhaft«, und die besondere Preziosität der Ausführung, die problemlos eine vielfache Vergrößerung verträgt, zeugt nicht nur von der raffinierten Bibliophilie des humanistisch gebildeten Auftraggebers, sondern stützt auch die Ausführungen des Verfassers über die stark persönliche Prägung gerade dieses Büchleins.

Zum Schluss ein Ruf aus der Wüste. Dieses Buch hat sichtlich kein erfahrenes Lektorat gesehen, was schon die angelsächsische, bindestrichfreie und zudem missverständlich umbrochene Titelansetzung verrät (»Die bebilderte Enea Silvio Piccolomini / Handschrift des Charles de France«). Nun handelt es sich zwar um einen belgischen Verlag und eine englischsprachige Reihe, aber es ist nicht neu, dass selbst renommierteste Wissenschaftsverlage hier sparen. Gerade Dissertationen werden oft so gedruckt, wie sie die Autorinnen und Autoren liefern – d. h. ohne ein weiteres Augenpaar, wenn sie es sich nicht auf eigene Kosten geleistet haben. Diesem Teufelskreis aus Gleichgültigkeit und abnehmender Lesersensibilität muss gerade von geisteswissenschaftlicher Seite entschieden Einhalt geboten werden. Autor- wie Leserschaft erweist diese Praktik einen Bärendienst, denn noch gibt es Menschen, bei denen uneinheitlich transkribierte Namen (»Eurialus«/»Euryalus«), Verschreiber (»un manuscrit«) und Rechtschreibfehler (»etwas längt ab«) dazu führen, dass sie einen Text nicht mehr ernst nehmen oder auch nur lesen mögen, auch wenn er inhaltlich tadelfrei ist und noch so schöne Bilder hat.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Antonio Sennis (ed.), Cathars in Question, Woodbridge (The Boydell Press) 2016, VIII–332 p. (Heresy and Inquisition in the Middle Ages, 4), ISBN 978-1-903153-68-0, GBP 60,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Georg Modestin, Solothurn**

Der vorliegende Sammelband geht auf eine im April 2013 am University College London und am Warburg Institute abgehaltene Tagung zurück. Der in Form einer Frage formulierte Tagungstitel »Catharism: Balkan Heresy or Construct of a Persecuting Society?« zeichnete schon im Voraus die »Frontlinien« ab, welche die gegenwärtige Katharismusforschung durchziehen und die – wie der Tagungsband verrät – auch bei der Londoner Zusammenkunft aufbrachen.<sup>1</sup> Im Zentrum der Kontroverse, die für Außenstehende wie ein Sturm im Wasserglas anmuten muss, die jedoch die Forscherinnen- und Forscher-»Community« richtig durchschüttelt, steht nämlich nichts weniger als das Forschungsobjekt selbst: die Existenz des Katharismus als eigenständige, in der Zeit kontinuierliche und im Raum strukturierte Erscheinung, die sich im Mittelalter vom Balkan her nach Italien und Südfrankreich ausbreitete. Diese – überkommene – Lehrmeinung ist in letzter Zeit mit den Argumenten angegriffen worden, der Katharismus sei kein eigenständiges Phänomen, sondern zum einen das Produkt seiner Verfolger, d. h. der Inquisition, zum anderen dasjenige der Geschichtsschreibung seit dem späten 19. Jahrhundert. Sollte die Londoner Tagung einen Konsens zwischen den sogenannten Traditionalisten und Skeptikern (das Begriffspaar wird von Robert Ian Moore in seinem Beitrag verwendet) erzielen, so wurde die Vorgabe klar verfehlt; vielmehr zeugen die veröffentlichten Tagungsakten vom bestehenden Dissens, der, wie der Herausgeber Antonio Sennis festhält, die Komplexität des Untersuchungsgegenstandes aufzeigt: »After all, even when disagreeing with each other, the essays here collected all contribute to make medieval religious and political deviance emerge in all its complexity, richness and specificity« (S. 20).

Einer der Hauptskeptiker, um bei der eingeführten Terminologie zu bleiben, ist Mark Gregory Pegg, dessen »The Corruption of Angels. The Great Inquisition of 1245–1246« (2001) die Forschung aufgemischt hat. Im Londoner Tagungsband verfiert er – unter dem provokativen Titel »The Paradigm of Catharism; or, the Historians' Illusion« – die auffällig polemisch vorgetragene These, der Katharismus sei eine Erfindung von Historikern (»an enduring invention of late nineteenth-century scholars of religion and history«, S. 21), die sämtliche Nachweise für Häresie aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit dem Katharismus-»Label« versehen und so die angeblich entdeckte Realität selbst erschaffen hätten (S. 29). Dieser Irrtum habe in der Katharismusforschung bis in die Gegenwart überdauert. So etwas wie eine katharische Häresie gab es für Pegg erst



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Kathrin Utz Tremp hat sich in »Gefallene Engel? Bemerkungen zu einem Glaubenskrieg in der Katharerforschung«, in: Deutsches Archiv 73/1 (2017), S. 215–224 ausführlicher mit dem Sammelband und dem darin abgebildeten Forschungsdisput befasst, als wir dies hier tun können.

nach dem und infolge des großen Verfolgungsschubs in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Die bereits zuvor in den Quellen belegten »guten Männer«, in der »traditionalistischen« Auffassung die eigentlichen Vertreter der katharischen Lehre, die das Rückgrat des Katharismus bildeten, müssen von Pegg deshalb auf umständlich anmutende Weise »wegerklärt« werden. Dabei scheint er ihre Spezifität insofern verwischen zu wollen, als er die *boni homines* mit *probi homines* gleichsetzt (S. 39). Dieser letzte Begriff bezeichnet aber in einem nichthäretischen Zusammenhang, d. h. in der Regel, örtliche Respektspersonen bzw. Schöffen, die in der lokalen Selbstverwaltung eingesetzt waren. Diesen *boni* oder eben (nach Pegg) *probi homines* sei eine religiös aufgeladene Ehrerbietung zuteil geworden (Pegg spricht u. a. von »holy cortezia«), deren Charakterisierung reichlich diffus wirkt: »This was a world where the sacred ebbed and flowed through (and around) all humans, so that questions of holiness as much as questions of honour were answered through courtliness« (S. 39).

Eine besondere Erwähnung verdient das in Inquisitionsquellen so genannte *melioramentum*. Nach »traditionalistischem« Verständnis handelt es sich um den spezifisch katharischen Akt der Ehrerbietung gegenüber einem *bonus homo*, bei Pegg wird daraus ein allgemeiner Ausdruck der von ihm ins Spiel gebrachten »heiligen Höflichkeit«. Wir können im gegebenen Rahmen nicht alle Argumentationslinien von Mark Gregory Pegg nachzeichnen, grundsätzlich haben wir jedoch den Eindruck, dass das vom Verfasser bekämpfte »traditionalistische« Katharermodell schlüssiger und argumentativ ökonomischer ist als die vorgelegten Alternativen.

Partiellen Sukkurs erhält Pegg im vorliegenden Band von Julien Théry-Astruc und Robert Ian Moore. Théry-Astruc sieht die Genese der zur Diskussion stehenden Häresie (unter Vermeidung des Begriffs »Katharer«) nicht in der von den »Traditionalisten« vertretenen »Balkan-Connection«, sondern im Widerstand gegen die Gregorianische Reform. Er folgt Pegg in der Ansicht, dass es nicht vor Ende des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts war, dass sich »gewisse Dissidenten« im Languedoc unter dem Druck der repressiven Kirche einer dualistischen Weltanschauung zuwandten, welche die gesamte – materielle – Schöpfung dem Teufel zuschrieb (S. 81), das traditionell mit dem Katharismus in Verbindung gebrachte Dogma.

Auch Julien Théry-Astruc kommt auf die *boni* bzw. *probi homines* zu sprechen, wobei er präzisiert, dass vor allem der erste Begriff für die Bezeichnung der »dissidenten Geistlichen« (»dissident ministers«) gebräuchlich war. Die beiden Bezeichnungen – die Théry-Astruc ebenfalls synonym verwendet – seien, so hält er fest, schon vor dem von ihm selbst als Kristallisationsmoment des häretischen Dualismus identifizierten Zeitpunkt im Umlauf gewesen, allerdings (und das ist der springende Punkt) ohne spezifische dissidente oder religiöse Konnotation (S. 99). Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Julien Théry-Astruc die »häretische Dissidenz der »guten Männer« im Albigeois« (so der Titel seines Beitrags) – ungleich des weit polemischeren Pegg – weniger als Erfindung der Geschichtsschreibung sieht denn als Produkt einer repressiven Kirchenpolitik. Darin steht er im Einklang mit Robert Ian Moore, der grundsätzlich davor warnt, Erkenntnisse, die aus Quellen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gewonnen werden – also aus Quellen aus dem Zeitraum, der den »Skeptikern« als Inkubations-



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und Geburtszeit eines strukturieren Katharismus gilt –, auf das 12. Jahrhundert zurückzuprojizieren (S. 258).

Dezidiert Widerstand erwächst den »radikalen Skeptikern« bzw. »Dekonstruktivisten« (wie sie von Jörg Feuchter genannt werden) durch diesen selbst und Peter Biller. Feuchter greift das Argument an, der Katharismus sei eine klerikale bzw. inquisitorische Konstruktion, indem er in einer chronologisch regressiven Reihenfolge drei einschlägige Quellen präsentiert, die einem vergleichsweise unverdächtigen Entstehungszusammenhang entspringen. Die erste Quelle ist das Penitentenregister des Inquisitors Peter Sellan aus dem Jahr 1241, aus dem hervorgeht, dass die reumütigen, mit einer Kirchenbuße belegten »Ketzer« aus Montauban sehr wohl zwischen den Waldensern und einer zweiten Gruppe, den *heretici*, zu unterscheiden wussten. Der zweite Begriff, so Feuchter, »is clearly not a catch-all name for religious dissidents of all sorts, but the designation for a certain group distinct from the Valdenses and which non-deconstructivists would identify [...] as ›Cathars‹ or ›Albigenses‹« (S. 118). In der zweiten Quelle aus dem Jahr 1189 ist die Rede von einer Frau, die sich selbst Männern, die *heretici* genannt werden, »übergeben« habe. Das dritte Beispiel ist ein Ausschnitt aus der Universalchronik des syrischen Patriarchen Michael zum Ende der 1170er-Jahre, in dem von häretischen Bischöfen die Rede ist.

Peter Billers Beitrag ist eine scharfe Auseinandersetzung mit der Vorgehensweise von Mark Gregory Pegg und Robert Ian Moore. Auch hier können wir nicht jeder Argumentationslinie folgen und müssen uns auf einige grundsätzliche Anmerkungen beschränken. Bei der Diskussion von Peggs »The Corruption of Angels« wirft Biller dem Autor dessen dünne Quellenbasis vor: »a microscope on one set of depositions contained in just one manuscript« (Toulouse, Bibliothèque municipale, ms. 609); was Moore betrifft – Autor von drei einschlägigen Büchern, die zwischen 1977 und 2012 erschienen sind –, kritisiert Biller in Bezug auf das letzte, »The War on Heresy«, wiederum die dünne Quellenbasis, zudem auch Moores Abhängigkeit von Pegg (S. 281). Die Konsequenz eines so selektiven Quellengebrauchs seien Auslassungen. Biller hält beiden Verfassern vor, dass Hinweise auf eine katharische »longue durée« auf diese Art gekappt würden; insbesondere Pegg macht sich in Billers Augen einer äußerst partiellen Verwendung der Quellen schuldig, in der das, was nicht in seine Theorie passt, ausgeblendet wird. Bei der Auseinandersetzung mit Moores »The War on Heresy« greift Biller eine Reihe von Postulaten auf, die hier nicht einzeln beleuchtet werden sollen, denen er aber Punkt für Punkt widerspricht.

Abgesehen von den beiden skizzierten Positionen, der »traditionalistischen« und der »skeptischen«, deren jeweilige Verfechter sich in einem historiografischen Stellungskrieg zu befinden scheinen, enthält der Sammelband eine Reihe von Beiträgen, die nicht immer ausdrücklich Position zu beziehen brauchen, die mit ihrem thematischen Facettenreichtum indes eher den »Traditionalisten« in die Hände spielen: Je vielschichtiger das Phänomen des Katharismus erscheint, desto schwieriger ist es, Letzteren als eigenständige Erscheinung »wegzu erklären«. Bernard Hamilton und Yuri Stoyanov gehen der umstrittenen katharischen »Balkan-Connection« nach, die einen byzantinischen und altkirchenslawischen Hintergrund hat, der für Nichtfachleute nur schwer zu erfassen ist. Die Häresiologie würde von einem verstärkten Austausch zwischen der lateinisch-katholischen und der byzantinisch- bzw. altkirchenslawisch-orthodoxen Forschung nur



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

profitieren. David d'Avray verweist auf zwei weitere nicht-katholische Quellen, den kатарischen »Liber de duobus principibus« und den waldensischen »Liber antithesis« des Durandus von Osca (Huesca). Beide sind aus epistemologischer Sicht ungemein aufschlussreich: Der zuletzt auf die Mitte des 13. Jahrhunderts datierte »Liber de duobus principibus« dokumentiert eine wertvolle kатарische Innenansicht, die von internen doktrinalen Zerwürfnissen geprägt ist. Diese Quelle lässt sich nur schlecht mit der »skeptischen« Annahme vereinbaren, wonach der kатарische Dualismus erst unter dem Druck der Inquisition entstanden wäre. Das gleiche gilt für den »Liber antithesis«, dessen Autor ein gegen 1207/08 zum Katholizismus konvertierter Waldenser war, der sich vor seiner Konversion – und damit vor dem von den »Skeptikern« ins Feld geführten Kristallisationsmoment eines eigenständigen Katharismus – kritisch zum kатарischen Dualismus äußerte.

Einen ausgesprochen antikатарischen Charakter haben auch die antihäretischen Traktate der beiden Dominikaner Ranier Sacconi und Moneta von Cremona, die von Caterina Bruschi und Lucy J. Sackville vorgestellt werden. Wir wollen hier nur auf den ersten der zwei um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstandenen Texte eingehen, da sein Verfasser, Ranier Sacconi, ein in den 1240er-Jahren konvertierter dualistischer Häretiker war, der gegen seine ehemaligen Glaubensbrüder anscrieb. Raniers Beschreibung der kатарischen Riten zeugt davon, so Caterina Bruschi, dass er sich deren Veränderbarkeit im Laufe der Zeit bewusst war (»Ranier's awareness of the evolution of practices over time and space«, S. 198) – auch das ein Hinweis auf eine längere kатарische Geschichte als von den »Skeptikern« postuliert. Das Tableau der antihäretischen Diskurse wird durch denjenigen der Päpste Innozenz III. (1198–1216) und Honorius III. (1216–1227) ergänzt, auf den Rebecca Rist eingeht.

Die gegenwärtige »Kатарer-Diskussion« hat auch eine terminologische Komponente. Wie sollen die Häretiker, um die es geht, genannt werden? Als mögliche Alternative zum belasteten Begriff »Kатарer« erwägt Claire Taylor den Ausdruck *boni homines*, der, wie wir oben gesehen haben, abhängig vom Inhalt, mit dem er gefüllt wird, auch nicht unproblematisch ist – und der von der Autorin am Ende ihrer Untersuchung verworfen wird: Zum einen finden sich Beispiele dafür, in denen *boni homines* nicht als fester Terminus technicus verwendet wurde, sondern als moralische Charakterisierung diente (ein guter Mensch im Gegensatz zu einem schlechten). Zum anderen scheint der Begriff vorwiegend eine von den Gegnern verwendete Fremdbezeichnung gewesen zu sein.

Das Schlusswort in der animierten Auseinandersetzung um das (Nicht-)Wesen des Katharismus möchten wir – anders als im Buch – nicht den Wortführern der beiden im Ring stehenden Parteien erteilen, sondern John H. Arnold (im Band an dritter von insgesamt 14 Positionen). Nach einer historiografischen Einordnung der Debatte führt Arnold einige grundsätzliche methodologische Überlegungen an. Dabei legt er den Finger auf die ungleich geringere Quellendichte vor dem Ende des 12. Jahrhunderts. Das 13. Jahrhundert sah eine eigentliche Quellenexplosion, die sowohl die absolute Menge an Zeugnissen als auch die Anzahl verschiedener Quellengattungen betrifft. Dazu gehören auch Quellenarten, in denen die Häresie nicht im Zentrum des Interesses steht, sondern gleichsam beiläufig (»as a circumstantial detail«, p. 59) erwähnt wird.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Beides, sowohl die vorangehende Quellendürre als auch der nachfolgende Quellenreichtum, stellen die Forschung vor Herausforderungen. Was die Quellendürre betrifft, so führt sie laut Arnold dazu, die wenigen Dokumente unter der Lupe zu betrachten und sie zu sezieren (»a source-critical tendency to pull apart and atomize, treating each source as most obviously and securely evidence only for its own moment of production«, p. 61). Abgesehen davon, dass ein solcher Ansatz in einem quellenreicheren Umfeld nicht mehr möglich ist (was natürlich nicht heißt, dass einzelne Dokumente nicht einer genauen Prüfung unterzogen werden sollen), lässt die größere Quellenfülle einen facettenreicheren, auch widersprüchlicheren Eindruck von der Realität entstehen.

Wenn also aus »skeptischer« Warte argumentiert wird, dass der Katharismus als strukturierte, Grenzen überwindende Erscheinung von der Inquisition erschaffen wurde, stellt sich mit Arnold die berechnete Frage nach der Variabilität innerhalb der zahlreichen erhaltenen Prozessmitschriften: »It is certainly not methodologically wise to see inquisition registers as open windows into the past; but nor should we dismiss them as mere articulations of an unvarying orthodox script, as immersion in these records inevitably makes one aware of how much small elements vary between otherwise repetitious depositions« (S. 67).

Eine weitere zur Vorsicht mahnende Überlegung betrifft das Verhältnis der Quellen untereinander: Nimmt man aus der Fülle der im 13. Jahrhundert entstandenen Dokumente ein einzelnes Stück weg, bleibt der Gesamteindruck bestehen; anders verhält es sich in der vorausgehenden quellenärmeren Zeit (»Take one star out of the constellation of Taurus, and it will cease to look like a bull's horns. Take one star out of the Milky Way, and it still looks like a galaxy«, S. 71). Vor diesem Hintergrund kritisiert Arnold an Peggs Ansatz, dass er seine in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstandene Quelle, die Toulouser Handschrift ms. 609, wie ein Dokument aus der Zeit vor dem Jahr 1200 behandelt habe, also isoliert von den anderen gleichzeitigen Quellen. Oder, um in der astronomischen Metaphorik zu bleiben: »Treating MS 609 in this way allows Pegg to conjure up a lot of ›black space‹ around the bright star« (S. 73). Die künstliche Isolierung dieser einen Quelle führe dazu, andere methodologische Ansätze zu übergehen.

Die Londoner Tagung, aus welcher der vorliegende Sammelband hervorgegangen ist, endete im Dissens. Allerdings ist es gerade diese Disharmonie, die das Thema so spannend macht, indem sie zu vertieften Überlegungen zu Fragen der Quellenauswahl und -interpretation Anlass gibt. In der Mediävistik wird nicht häufig so intensiv um Erkenntnis gerungen, wie es bei dieser Thematik der Fall ist. Das ist der eigentliche Gewinn der Debatte.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jesús Ángel Solórzano Telechea, Beatriz Arízaga Bolumburu, Michel Bochaca (ed.), Las sociedades portuarias de la Europa Atlántica en la Edad Media, Logroño (Instituto de Estudios Riojanos) 2016, 400 p. (Ciencias Históricas, 35), ISBN 978-84-9960-100-7, EUR 10,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Gisela Naegle, Gießen/Paris**

Der von Jesús Ángel Solórzano Telechea, Beatriz Arízaga Bolumburu und Michel Bochaca herausgegebene Band setzt die Veröffentlichungsreihe der jährlich in Nájera veranstalteten internationalen mediävistisch-stadthistorischen Tagungen fort. Sein Thema der Hafengesellschaften im europäischen Atlantikraum knüpft an zwei der früheren Publikationen an, die sich ebenfalls mit Seestädten beschäftigten: »Ciudades y villas portuarias del Atlántico en la Edad Media« (2005) und »[Gentes de mar en la ciudad atlántica medieval](#)« (2012). Das Buch steht im Zusammenhang mit einem mehrjährigen Forschungsprojekt. Auf Grußworte einer Vertreterin der Region La Rioja und des Bürgermeisters der Stadt Nájera folgen eine Einführung von J. Á. Solórzano Telechea und vierzehn, zwei Sektionen zugeordnete Artikel. Die erste Sektion beschäftigt sich mit der maritimen Gesellschaft bzw. Gemeinschaft im engeren Sinn (*la comunidad marítima*): mit Seeleuten, Fischern und Kaufleuten. Der zweite Teil (*la comunidad portuaria*) wendet sich Hafengesellschaften/-gemeinschaften in einem weiteren Sinn zu, insbesondere »Unternehmern«, Händlern und Fremden.

Der geografische Rahmen ist sehr weit gespannt: West- und Südwestfrankreich (Verbreitungsgebiet der »Rôles d'Oléron«, Bordeaux, Libourne, Bayonne); Aberdeen; Danzig; La Coruña; die Algarve und andere Teile Portugals wie Lissabon; Kastilien; das Baskenland; Andalusien; Flandern mit Brügge; Beziehungen zwischen verschiedenen Gebieten (wie von Kastilien und Irland oder dem Baskenland und flämischen Hafenstädten). In seiner Einleitung stellt J. Á. Solórzano Telechea zunächst einige wichtige grundsätzliche Überlegungen an. Reine Hafengesellschaften kämen nur selten vor, deshalb sei es sinnvoll, auf die titelgebenden Begriffe der beiden Sektionen, *comunidad marítima* und *comunidad portuaria*, zurückzugreifen. Das erste der beiden Stichworte erlaubt es, die verschiedenen Kategorien eng mit dem Meer verbundener Berufs- und Personengruppen zu erfassen: alle Typen von Seeleuten vom Kapitän bis zu Lotsen, Matrosen und Schiffsjungen; Reeder, Schiffseigner, Kaufleute, Fischer, Transporteure, aber auch Piraten. Im Unterschied dazu erfasst der Bereich der *comunidad portuaria* Gewerbe und Tätigkeiten, die teilweise nur über die Häfen mit dem Meer verbunden sind, wie Schiffbau/Werften und die dort arbeitenden Handwerker; Hafenverwaltung; Bauarbeiter, die an der Erhaltung der Hafeninfrastruktur beteiligt sind; Zulieferer; Zuwanderer, fremde Fachkräfte usw.

Michel Bochaca und Pierre Prétou wenden sich mit den »Rôles d'Oléron«, einer der bekanntesten und außerordentlich weit verbreiteten mittelalterlichen Seerechtssammlungen, einem sehr wichtigen Themenfeld zu. Sie stützten sich dabei auf Analysen von in Bordeaux,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Bayonne und Libourne überlieferten Handschriften und Kopien (14.–15. Jh.) und betonen den starken Praxisbezug der Regelungen, die zunächst aus der Praxis entstanden und erst später verschriftlicht worden seien. David Ditchburn stellt an den Anfang seiner Ausführungen den Schiffbruch eines spanischen Schiffes in Aberdeen (1466). Er misst spanischen Schiffen eine bedeutende Vermittlerrolle bei. Angesichts des Rückgangs des schottischen Woll- und Lederexports habe sich der vor Ort verfügbare Lachs als gefragtes Exportprodukt und Retter von Aberdeens Wirtschaft und Handel erwiesen. Der sehr interessante Artikel von Roman Czaja und Anna Marynowska setzt sich für Danzig mit Fremden und deren Definition auseinander. Die Verfasser stellen die These auf, in Abhängigkeit von der politischen Konjunktur und lokalen Interessen habe es im Umgang mit ihnen erhebliche Schwankungen gegeben. Sie illustrieren dies am Beispiel von Engländern und der gelungenen Integration und dem Aufstieg von Niederländern (15. Jh.).

Amparo Rubio Martínez untersucht am Beispiel von La Coruña Fragen der stadtopografischen Entwicklung und der Auswirkungen von Lenkungsversuchen und Maßnahmen gegen eine Entvölkerung der Altstadt und die Abwanderung in den neuen Stadtteil der Pescadería. Gonçalo Melo da Silva widmet sich Handwerker-Bruderschaften an der Algarve, die zeitweise eine starke königliche Förderung und Kontrolle erfuhren, da sie im Sinne von portugiesischen Expansionsplänen als nützlich galten. Im Zuge dieser Entwicklung kam es zur Oligarchisierung von Ämtern. Javier Añibarro Rodríguez präsentiert anhand der in der Regel mehrere Monate dauernden Fischzüge der Fischer von San Vicente de la Barquera (1489–1517) eine aufschlussreiche Fallstudie zu kastilisch-irischen Beziehungen. Dabei unterstreicht er besonders die mit der langen Abwesenheit eines erheblichen Teils der erwerbsfähigen männlichen Bevölkerung und den zahlreichen Schiffbrüchen verbundenen Probleme sowie die Bedeutung des Weiterverhandelns von auswärtigen Luxusgütern durch kastilische Schiffe und die durch Irlandkontakte herbeigeführte Übernahme neuer Techniken.

Der Beitrag von Ana María Rivera Medina zu baskisch-flämischen Beziehungen (15.–16. Jh.) bildet insbesondere durch Hinweise zu Kreditvergabe und der Rolle von Familienstrukturen einen sehr passenden Auftakt zum *comunidades portuarias* gewidmeten Buchabschnitt. Jan Dumolyn und Ward Leloup sprechen einen sehr vertiefenswerten Themenbereich an, der in der bisherigen Forschung häufig zu wenig beachtet wird: den Niedergang kleiner Hafenstädte, die letztlich der Konkurrenz großer Handelsmetropolen wie Brügge und Antwerpen nicht standhalten konnten. Ana Luísa Sérvulo Miranda beschreibt Hafenaktivitäten in der Spätzeit des islamischen Lissabon als Grenz- und Übergangsraum mittelmeerischer Kulturen (besonders 11.–12. Jh.). Bemerkenswert ist hier der Rückgriff auf Ergebnisse der Stadtarchäologie.

Raúl González Arévalo untersucht am Beispiel von Sevilla, Cádiz und Jerez de la Frontera die Integration von Italienern in andalusischen Hafengesellschaften im 13.–15. Jahrhundert. Sein Beitrag zeigt zugleich, wie nützlich der Begriff der »Hafengesellschaften« sein kann: Jerez de la Frontera war zwar keine Küstenstadt, aber doch ganz entscheidend vom Atlantik- und Weinhandel geprägt und über den Fluss daran beteiligt. Die Verhaltensweisen der Italiener waren in Abhängigkeit von ihrer Herkunftstadt stark unterschiedlich. Im Gegensatz zu Personen aus Florenz und Venedig waren Genuesen wesentlich stärker an einer



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dauerhaften Niederlassung und Integration in die örtliche Gesellschaft interessiert. Der unmittelbar anschließende Aufsatz von Juan Manuel Bello León zu »Nichtbürgern« in Sevilla und Umgebung stellt eine sehr willkommene Ergänzung der Thematik dar. Bezüglich Fremder betont der Autor die große Bedeutung von kurzzeitigen Aufenthalten und die Auswirkungen von Militäraktionen (z. B. gegen Nordafrika) und Konflikten (mit Aragón, Portugal) bzw. die Rolle als Durchgangsstation für Amerikareisen. Für den Seetransport spielten auswärtige Schiffe und Seeleute (beispielsweise aus Kantabrien, dem Baskenland etc.) eine wichtige Rolle.

Die sehr interessante Studie von Enrique José Ruiz Pílares betont ebenfalls die besondere Funktion der Genuesen in und für Jerez de la Frontera (z. B. bei Befrachtungen und Exporten mit Seetransport durch genuesische Schiffe). Bezüglich der städtischen Wirtschafts- und Sozialstruktur besonders erwähnenswert sind Beispiele zur Kreditvergabe durch Handwerker. Mário Paulo Martins Viana präsentiert Ergebnisse zu technischen Aspekten des Seehandels und der Anwendung von Maßen und Gewichten im 14. und 15. Jahrhundert. Er vergleicht die Verhältnisse in Portugal mit Frankreich, England und Flandern und geht auf Fragen der Terminologie wie den Gebrauch von Ausdrücken wie *tonel* und *tonelada* bzw. auf die Funktion von Masse- und Volumeneinheiten zur Bestimmung der Schiffskapazitäten und Tonnagen ein.

Roberto J. González Zalacaín beschließt den Band mit einem sehr gelungenen Artikel zu Konflikten, Gewalt und Mechanismen der Konfliktlösung im spätmittelalterlichen Andalusien. Er spricht u. a. Rechtsprechungskonflikte zwischen Städten, internationale Handelsbeziehungen (einschließlich königlicher Förderung einheimischer Schiffe), Schiedsrichter, die Einsetzung spezieller Richter für Seerechts-Streitigkeiten und durch Piraterie entstehende Auseinandersetzungen an.

Innerhalb der Gesamthematik der Publikation bilden die Beiträge zu Andalusien, die sich gegenseitig ergänzen und bereichern, einen Schwerpunkt, der sich für eine zusammenhängende Lektüre empfiehlt. Insgesamt gesehen stellt das Buch somit eine hochinteressante und sehr gelungene Fortsetzung der beiden früheren Seestädten und Hafengesellschaften gewidmeten Bände dar, der auch bestens zur Vertiefung, Aktualisierung und Ergänzung dieser Studien genutzt werden kann.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Jörg Sonntag (ed.), Sermones in Regulam s. Benedicti. Ein zisterziensischer Regelkommentar aus Pontigny, Münster (LIT-Verlag) 2016, 846 S. (Vita Regularis. Editionen, 6), ISBN 978-3-643-13428-8, EUR 124,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Karen Stöber, Lleida**

Mit der Publikation seiner höchst eindrucksvollen Ausgabe der »Sermones in Regulam s. Benedicti« gewährt Jörg Sonntag der Leserschaft erstmals Zugang zu einem Text, der bisher noch nicht die Beachtung gefunden hatte, die er zweifellos verdient. Trotz der Studien von Charles Talbot, die Ende der 1950er und 1960er Jahre erschienen, ist dieser Text in der Forschung weitgehend unbeachtet geblieben<sup>1</sup>. Sonntag bezeichnet den Text gar als »Geheimtipp unter Ordensforschern« (S. XI).

Die vorliegenden *sermones* wurden Anfang des 13. Jahrhunderts verfasst und werden dem französischen Zisterzienserklöster von Pontigny zugeschrieben. Sie stellen damit nicht den ersten Kommentar zur Benediktinerregel dar; frühere Regelkommentare, wie etwa der des Hildegard von Corbie im 9. Jahrhundert, sind bekannt; es handelt sich jedoch hierbei allem Anschein nach um den einzigen mittelalterlichen Kommentar zur Benediktinerregel von Zisterzienserhand. Der Herausgeber beschreibt das Werk, heute in der Bibliothèque municipale von Auxerre (ms. 50), als »Regelkommentar und Predigtreihe zugleich« (S. XXV), deren Inhalt sowohl als Predigten vor der Klostergemeinschaft als auch zur individuellen Kontemplation der Mönche gedient zu haben scheint. In den Kommentaren werden die Mönche vom Autor direkt angesprochen: Mehrfach findet sich die Anrede *fratres* im Text. Sonntags Edition wird begleitet von einem Vorwort von Nicole Bériou, nach deren Meinung das Werk möglicherweise während des Abtats Johannes' II. von Pontigny (1202–1214) verfasst wurde.

Bei den *sermones* handelt es sich um 95 Predigten zur Regel des heiligen Benedikt. Eines nach dem anderen, behandelt der Autor die einzelnen Kapitel der Benediktinerregel, wobei jedem der 73 Kapitel mindestens eine Predigt gewidmet ist. Dem Kapitel VII, das die Demut behandelt, sind hingegen nicht weniger als 13 Predigten zugeordnet. Was dieses Werk, unter anderem, so bedeutend macht, ist die Art und Weise, wie der Autor im Text das irdische Klosterleben und das Gottesreich miteinander verflochten, indem er etwa Gott selber die Rolle eines Abtes überträgt oder indem er irdische Mönche und Engel miteinander konfrontiert.

Der Autor der Kommentare ist unbekannt; was wir über ihn sagen können, kommt aus dem Text selber. Fest steht, dass er ein überaus belesener Theologe war und über herausragende Lateinkenntnisse verfügte. Außerdem demonstriert er seine Vertrautheit mit den Werken bedeutender Zisterzienserautoren, wie etwa Bernhard von Clairvaux,



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

<sup>1</sup> Charles Talbot, A Cistercian Commentary on the Benedictine Rule, in: *Studia Anselmiana* 5 (1958), S. 102–159; id., The Commentary on the Rule from Pontigny, in: *Studia Monastica* 3 (1961), S. 77–122.

Aelred von Rievaulx oder Wilhelm von Saint-Thierry. Ferner lässt der Autor seine Kenntnis der Kirchenväter durchklingen. Zu den Quellen des »liturgisch hervorragend geschulten« (S. XIX) Autors der *sermones* gehören unter anderem die Bücher Jesaja und Ezechiel, die Psalmen, das Hohelied und die Briefe des Neuen Testaments, wobei der Autor seine liturgischen Vorlieben demonstriert. Insbesondere der Vers vom Sturz des Weltenherrschers im Buch des Propheten Jesaja (Is 14, 13–14) wird in jeder einzelnen der 95 Predigten zitiert.

Die Länge der Predigten zur Benediktinerregel beträgt im Schnitt um die 2000 Wörter; einigen Themen jedoch, wie etwa den Kapiteln XXXI (zum Kellerer), XLIII (zur Pünktlichkeit) oder LV (zur Kleidung der Mönche), widmet der Autor längere Kommentare.

Sonntag hebt die Besonderheiten dieses Regelkommentares hervor, wobei er unter anderem dessen »immense Länge« (in der vorliegenden Edition beläuft sich diese auf über 750 Seiten) betont, sowie auch die Tatsache, dass es sich bei dem Text um den einzigen zisterziensischen Regelkommentar zu handeln scheint, der im hohen und späten Mittelalter entstanden ist. Darüber hinaus betont er die Bedeutsamkeit, den Text als ein Ganzes zu betrachten, wie es von seinem anonymen Autor offenbar beabsichtigt war: In einzelnen Predigten finden sich Hinweise auf vorhergehende Textstellen. In seiner Einleitung bezeichnet Sonntag dieses außerordentlich interessante Werk nicht zuletzt deshalb als »einen enzyklopädischen Gesamtentwurf monastischer Spiritualität« (S. XIX) und weist damit auch auf die enorme Bedeutsamkeit des Textes für den Klosterhistoriker hin.

Der Herausgeber hat für seine Edition eine visuelle Wiedergabe des Textes gewählt, die dem Original möglichst nahe zu kommen versucht. Zu diesem Zweck benutzt er verschiedene Zeichensätze, um die verschiedenen Handschriften darzustellen. Ferner verwendet er eine Kombination aus Fuß- und Endnoten, um einerseits die Referenzen aus Texten wie der Benediktregel, der Bibel usw. und andererseits die in der Handschrift durchgeführten Änderungen und Korrekturen darzulegen.

Sonntags Edition dieses umfangreichen Werkes zeichnet sich durch sorgfältige und minutiöse Arbeit aus; ihm sei gratuliert und gedankt für den herausragenden Dienst, den er der Forschung mit dieser Ausgabe leistet. Derzeit in Vorbereitung, so informiert uns der Herausgeber in seiner Einleitung, sind zwei weitere Bände zum selben Text, und zwar erstens ein Kommentarband zu den *sermones* und zweitens eine Übersetzung derselben. Sie werden zur Vervollständigung dieses bedeutenden Projekts beitragen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Rodney M. Thomson, Emily Dolmans, Emily A. Winkler (ed.),  
Discovering William of Malmesbury, Woodbridge (The  
Boydell Press) 2017, XII–232 p., ISBN 978-1-78327-136-8,  
GBP 70,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**David Bates, Norwich**

Based on the proceedings of a conference held at the University of Oxford in 2015, this volume devoted to the life and the massive historical output of William of Malmesbury (c. 1090–c. 1142) is a remarkable tribute to an extraordinary historian and to the dedicated scholarship that over the last forty years has produced editions and English translations of all of his historical works. The volume's 17 essays provide an extremely interesting and important assessment of William as a man, a historian, and a monk. That they have been written by scholars based in eight countries is testimony to the scale of interest he arouses. They include a personal memoir by Rodney Thomson and commentaries by him and Michael Winterbottom on the scholarship devoted to William of Malmesbury since the times of Sir Richard Southern and Sir Roger Mynors and on their own understanding of Malmesbury as a historian and a writer of Latin. This review must therefore begin by paying a fulsome tribute to their magnificent efforts over their professional life-times which have so deeply enriched our knowledge.

All of the essays illuminate in different ways the extraordinary energy, knowledge and intellect of the book's polymathic subject. While the majority are devoted to William of Malmesbury the historian, there are also contributions on chronology and medicine by Anne Lawrence-Mathers and Joanna Phillips. Samu Niskanen's essay on William as a librarian brings us close to him at work within his monastery and adds an important additional strand to our understanding of the man. Overall the essays in the volume integrate well with the theme that for William the aim of historical writing was to instruct, a conventionality shared with many other medieval writers of history, but one that he treated in a personal and original way. History, he believed, should not only instruct, but also inform and entertain, with these themes being interwoven with his religious beliefs and a devotion to the English nation. With the ethical aspects of the historian's responsibilities in mind, Sigbjørn Sønnesyn further broadens out his already substantial contribution to this subject by examining William's treatment of friendship, especially as expressed in his relatively late work, the »Commentary on the Lamentations of Jeremiah«.

Reading the articles as an ensemble and re-visiting some of William of Malmesbury's writings while doing so has made me reflect on just how engaged with the secular world he was. For all that he believed that the laity should listen to priests and monks, he was notably sympathetic to the complexities of the exercise of power in the turbulent world outside his monastery. His engagement is above all evident in John Gillingham's remarkable essay that convincingly demonstrates that most modern historians have completely misunderstood William's portrayal of William Rufus and Henry I, and, on this basis, William Rufus as both a man and a king. Even if his personal admiration had to be tempered by awareness of



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the king's limitations, William's rejection of the strands that are central to Eadmer's damning verdict on Rufus is not just a demonstration of Malmesbury's independence of mind but of an awareness of the qualities that the secular world required and valued.

Ryan Kemp's and Alheydis Plassmann's essays also show just how profound was Malmesbury's determination to understand and explore the ethical complexities of rule and power. All three of them surely confirm that Malmesbury was fundamentally a more worldly man than his great contemporary Orderic Vitalis (who features less in this volume than he ought to do). In different ways too the essays by Kati Ihnat on the Jews, Daniel Gerrard on civic virtue, and Emily Winkler on the Britons confront issues that were extremely immediate for William in ways that are notably sensitive. Emily A. Winkler's article in particular offers an excellent critique of John Gillingham's earlier publications on the subject by pointing out just how British William's perspectives were; his treatment was not a product of imperialism, but rather a commentary on a falling-away from past times. In all three of the articles, the problems of the present are given an historical context.

Among the other essays that concentrate primarily on Malmesbury as a historian, his thoroughness and critical faculties are predictably emphasised, but in ways that are often new and different. This is very much the case in Anne E. Bailey's article on the critical use of sources undertaken to compile the »Gesta Pontificum« and Emily Joan Ward's and Michael Winterbottom's, with it being shown how, among other things, Malmesbury was prepared to amend and improve the writings of the likes of Bede and Alcuin when he thought it was required. When it comes to Malmesbury's research, Stanislav Mereminskiy uses the example of Durham to suggest that networks of information exchange rather than visits informed William's apparent knowledge of many of the places he mentions. A final theme to mention is that of the international dimensions of Malmesbury's work, with Alheydis Plassmann's comparison of his writings with those of Otto of Freising and William Kynan-Wilson's on his treatment of Rome reiterating and expanding on arguments already developed by Rodney Thomson and Michael Winterbottom in earlier publications and in this book.

In their introductory chapter, Emily Dolmans and Emily Winkler rightly say that to achieve a comprehensive treatment of William of Malmesbury's writings was impossible for the conference and the volume. There were certainly times when I was left feeling the concentration on the »Gesta Regum« and the »Gesta Pontificum« excessive.

There are certainly ways in which the book's mission to guide future research could have been improved. A basic time-line of William's writings would have helped. And so too would a Bibliography. A cursory glance into the depths of the scholarship devoted to William that appear in the book's foot-notes shows how much the latter would have helped the most experienced of specialists, let alone newcomers. The statement in this excellent introductory chapter that William was »among the most learned historians of twelfth-century Europe« (p. 1) does invite a comparative study to prove or disprove, while recognising the levels of subjectivity that such an analysis would involve. This remains the case even though many of the essays do locate William's writings within the wider European world and the shared culture of Christendom, to both of which he manifestly believed he belonged.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dolmans and Winkler also reflect illuminatingly on William's personal growth, without, however, following up on the comments on his changing relationship with the wider political world and the Bible as evidenced by the »Commentary on Lamentations« with the information that after the »Lamentations« he turned to the »Historia Novella«, a work dedicated to that »unworldly« (the irony is intentional) man Robert, earl of Gloucester. For all that Malmesbury might have proclaimed himself ready to leave history behind and devote himself to the monastic life, on his terms the sins of youth might be thought to have returned. Or rather, the moral responsibilities of the historian to instruct and guide the wider world had never left him and returned in full force with the civil war that was ongoing when he died.

Even more than with the absence of a time-line, I was pushed by this to reflect again that an even broader coverage of William's life and writings, albeit one that acknowledged where more work was needed, was ideally required. This comment notwithstanding, this is a truly excellent book. It is not only a tribute to the achievements of Rodney Thomson and Michael Winterbottom as well as to those of William of Malmesbury; it is a contribution to the study of twelfth-century historical writing in England and Europe on which other publications can build.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Konrad Weidemann, Margarete Weidemann, Römische Staatskalender aus der Spätantike. Die von Furius Dionisius Filocalus und Polemius Silvius überlieferten römischen Staatskalender und deren historische Einordnung, Mainz (Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums) 2016, XII–289 S., zahlr. s/w Abb. (Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, 130), ISBN 978-3-88467-257-0, EUR 48,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Martin Heinzelmann, Saint-Cloud**

Von den zahlreichen, meist fragmentarisch erhaltenen römischen Kalendern (1. Jh. v. Chr.–5. Jh. n. Chr.), die überwiegend auf Stein- und Bronzetafeln erhalten sind (vgl. etwa die Marmortafeln der *Fasti fratrum Arvalium* von 36/21 v. Chr.), sind die ältesten in Buchform (*libellus* oder *codex*) vorliegenden Exemplare der des Furius Dionisius Filocalus (kurz nach der Mitte des 4. Jahrhunderts) und der knapp 100 Jahre jüngere des Polemius Silvius.

Der Kalender des Filocalus war ein illustrierter Pergamentcodex von 41 Seiten, dessen Rekonstruktion sich Konrad Weidemann († 2010) zur Aufgabe gestellt hatte. Seine Vorarbeiten wurden von seiner Ehefrau sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz zum Abschluss gebracht, die die 41 Folioseiten als ganzseitige Umzeichnungen, nach den fotografischen Abbildungen von Josef Strzygowski (*Die Calenderbilder des Chronographen vom Jahre 354* [Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts, 1], Berlin 1888) und Michele Renee Salzman (*On Roman Time. The Codex-Calendar of 354 and the Rhythms of Urban Life in the Late Antiquity*, Berkeley 1990) dem vorliegenden Band auf 41 Tafeln nach Seite 290 angefügt haben. Die entsprechenden Rekonstruktionen und Teilrekonstruktionen waren durch die komplexe Überlieferungslage des Kalenders erforderlich, die zwar auf eine karolingische Kopie, den Luxemburger Codex, zurückgeht, der aber seit Langem nicht mehr erhalten ist und der zudem auch nicht direkt auf das Original zurückgeht. So muss der *Luxemburgensis* durch eine Vielzahl mehr oder weniger verlässlicher Kopien ersetzt werden; die künstlerische Gestaltung der Blätter geht auf die unterschiedlichen Kopien in der Wiener Handschrift ÖNB 3416 von 1500/1510 und in der Vatikanischen Handschrift Barb. lat. 2154 von 1620/1629 durch Peiresc zurück, nach denen auch die Widmungsseite, die Kaiserseiten, Herrscherbilder oder die Personifikationen der Städte Rom, Alexandria, Konstantinopel und Trier verglichen werden müssen.

Die Überlieferung des Kalenders des Polemius Silvius beruht allein auf der Brüsseler Handschrift Bibl. Royale n° 10615–10729 des 12. Jahrhunderts, die einen Brief des Polemius Silvius an Bischof Eucherius von Lyon (ca. 435–449) vom Jahr 449 wiedergibt, zusammen mit der Sendung eines Monatskalendariums (12 Seiten mit Fasten und 7 Planetentafeln) und einer Reihe von Beilagen. Solche Beilagen mit historischen, kulturellen und praktischen Informationen (dazu weiter unten) waren zwischen den einzelnen Monatsseiten eingefügt; Theodor Mommsen hat die entsprechenden, nur zum Teil erhaltenen Texte im



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

ersten Band der »Chronica Minora« (MGH. Auctores Antiquissimi, Bd. 9, Berlin 1892) unter dem Titel »Polemii Silvii laterculus« herausgegeben.

Das eigentliche Interesse des vorliegenden Bandes gilt freilich den Fasten, also Fest- und Feiertagsverzeichnissen der Kalender. Als erstes wichtiges Ergebnis konnte aufgrund der astronomischen Datierungen des Kalendariums des Filocalus erschlossen werden, dass es sich bei diesem ursprünglich um den diokletianischen Staatskalender von 298 gehandelt hat, der danach nur noch um wenige, die konstantinische Dynastie betreffenden Feiertage ergänzt wurde. Filocalus hat demnach einen zwölfseitigen staatlichen Terminkalender komplett übernommen und um einige Blätter bereichert: die Widmungsseite, die er selbst (*Furius Dionisius Filocalus titulavit*) an einen Valentinus richtet, vier Städtebilder (Rom, Alexandria, Konstantinopel, Trier), die Blätter *Salvis Augustis* und *Natales Caesarum* (unvollständige Aufstellung der Kaiserfeste von Augustus bis zu Constantius II.), sowie die Herrscherbilder von Constantius II. und dem Caesar Julian, wonach der Kalender in die Jahre 356/360 zu datieren wäre. Filocalus scheint dabei selbst Hand angelegt zu haben, zumal er sich auch sonst in einigen, noch erhaltenen Inschriften nennt, die ihn als *cultor atque amator* in Verbindung mit Papst Damasus (366–384) bringen. Wenn man ihn dementsprechend als Christen erkennen möchte, so lässt sich das allerdings an seinem Kalender kaum verifizieren, der die traditionellen heidnischen Feste Roms anführt und die heidnischen Bezüge der Monatsdarstellungen deutlich werden lässt. Zu diesen Terminen/Fasti, die sich bereits im Kalender von 298 vorfanden und von Filocalus aufgenommen wurden, gehören neben den Terminen für die Senatssitzungen mit den entsprechenden Wagenrennen oder Theaterspielen (*ludi*), den *Natales* (Jahresgedenktag) der Kaiser und den Triumphen, etwa – um nur wenige Beispiele zu nennen – die Festtermine für *Iovis Stator*, den *Natalis Herculis*, *Lupercalia*, *Feralia*, *Isidis navigium*, *Iunonalia*, für *Iovis Cultor*, *Natalis Dei Quirini*, *Vestalia*, *Serapia*, *Iovis Liberator*, *Isia*, *Natalis Solis invicti*. Allein dem orientalischen Magna-Mater-Kult waren 13 Festtage gewidmet, 11 dem Isiskult.

Für den Kalender mit Beilagen des Polemius Silvius steht zwar das Jahr 449 als Endredaktion durch den Eintrag der Ostertage und den Brief an Eucherius fest, aber die einzelnen der mit dem Brief versandten Texte werden von Margarete Weidemann anderen Daten zugeordnet: Für die Fasti selbst konnte die Zeit um 389/405–425/26 erschlossen und mit Reformen durch Kaiser Honorius verbunden werden. Für die elf Beilagen, von denen vier nicht überliefert sind und von denen drei weitere Listen zu bestehenden Tierarten, zu Tierstimmen und zu Gewichten und Maßen überliefern, ist die erste mit der Kaiserliste von Caesar bis Valentinian III. durch die Konsuln des Jahres 448 datiert, ebenso wie Beilage 7, eine Kurzform römischer Geschichte nach Hieronymus (bis etwa 330). Älter noch ist die im Jahr 449 völlig überholte, ursprünglich 413–418 redigierte Beilage über die römischen Provinzen oder Beilage 5 zur Topografie von Rom, die gar auf das frühe 4. Jahrhundert zurückgeht. Es handelt sich also weniger um eine aktuelle Sammlung als um teilweise beträchtlich veraltete Archivalien, die dem Eucherius als dem Autor der »Instructiones libri duo« zugeordnet waren. Silvius selbst ist in der Vita des Hilarius von Arles (verfasst ca. 480) als *praelatus auctor eiusdem temporis* genannt (Vita Hilarii, 14, 17) und hat in der Chronica Gallica von 452 einen Eintrag zum Jahr 438 erhalten, wonach er nach Ableistung seines (wohl 15-jährigen) Hofdienstes im Kaiserpalast *aliqua de religione* verfasst habe. Diese Notizen wie auch die Beziehung zum Bischof von Lyon haben



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Polemius Silvius meist als Gallier erscheinen lassen, was sich aber an den Fasten kaum verifizieren lässt.

Diese Fasten von 389/405–425/426 lassen nun tatsächlich erhebliche Veränderungen aufscheinen, die von Margarete Weidemann anschaulich herausgearbeitet und kommentiert werden. Am auffälligsten ist zweifellos die generelle Kürzung der Anzahl der Feiertage, die von 219 Einträgen bei Filocalus, also von 356/360, etwa 50 Jahre später auf 76 geschrumpft wurden. Verantwortlich dafür waren wohl Kostengründe wie auch die Furcht vor Problemen mit den bei den Festen versammelten Menschenmassen. Die meisten Kürzungen betrafen politisch motivierte Feiertage zu Ehren der Kaiser und des Reichs, die von 116 auf 43 verringert wurden; dennoch blieben – oder kamen neu hinzu – 22 Feiertage, die dem Kaiserkult gewidmet waren, das heißt doppelt soviel wie die christlichen Feiertage. Die Zahl sozial motivierter Feiertage fiel von 51 auf 21, wobei etwa die staatlich geförderten Gladiatorenkämpfe ganz gestrichen wurden. Am stärksten betroffen von Streichungen sind die religiös motivierten Feiertage, von 52 auf 13. Von den 24 Feiertagen für die beiden Erlösungskulte der Isis und der Magna-Mater (mit dem Attiskult) und den 27 traditionellen Fasti mit religiös-heidnischem Anlass blieben im Kalender des Polemius Silvius gerade einmal vier Feste übrig (*Carmentalia*, *Lupercalia*, *Quinquatria* und *Natalis Musarum*), was von den elf christlichen Festen nicht ausgeglichen wurde. Zu diesen gehören die von einem Gesetz von 400/405 vorgeschriebenen Feste (Cod. Theod. II,8,24) Epiphanien, Geburtsfest Christi und die beweglichen Ostertage (im Kalender 24.–27. März, was nur zum Jahr 449 passt und folglich nachgetragen worden war), die *Natales* der Märtyrer Vincentius, der Macchabäer, Laurentius, Hippolyt, Stephanus sowie die *Depositio* von Peter und Paul; Margarete Weidemann möchte auch die drei Tage mit *Ludi/Circenses* für die Gefallenen von Adiabene (Feldzug des Constantius II. 359 oder von Julian 363) dieser Kategorie zurechnen.

Insgesamt präsentiert der Band eine bisher für die Geistesgeschichte der Schlüsselperiode des 4./5. Jahrhunderts nicht ausreichend benutzte Quelle, die von Margarete Weidemann mit sachkundigen Kommentaren versehen wurde. Trotz eines komplexen Überlieferungsbefundes sollten die beiden Kalender des Filocalus und des Polemius Silvius nun für ein breiteres Publikum zugänglich werden.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Michel Zink, L'humiliation, le Moyen Âge et nous, Paris (Albin Michel) 2017, 264 p., ISBN 978-2-226-31903-6, EUR 20,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par  
**Klaus Oschema, Bochum**

Michel Zink, hochdekorierte Kenner der französischen Literatur des Mittelalters und jüngst unter die »Unsterblichen« der Akademie berufen, legt ein Buch vor, das aus einem Aufschrei erwächst. Er möchte Position beziehen und seiner zutiefst empfundenen Verzweiflung angesichts der brutalen Taten und Bilder Ausdruck verleihen, mit denen die politischen und ideologischen Konflikte des 20. und 21. Jahrhunderts uns medial überrollen – man denke etwa an den IS, der per Video die Erniedrigung seiner Opfer inszeniert (S. 7–20). Kristallisationspunkt der emotionalen Reaktion des Autors und ihrer intellektuellen Verarbeitung ist das Motiv der Demütigung: Dieses bildet den Leitfaden der essayistisch angelegten Darstellung, welche die Exzesse der demütigenden Grausamkeiten in unserer Zeit auf eine Weise reflektieren soll, die dem Spezialisten der mittelalterlichen Literatur offensteht (S. 19–20).

In einem Durchgang durch bekannte wie weniger prominente Textzeugnisse verfolgt Zink das Doppelmotiv der Demut und der Demütigung, zwischen denen er das (christliche) Mittelalter auf charakteristische Weise gespalten sieht. Während einerseits die weltlichen Normen einer adligen Kultur zur Gesichtswahrung nötigen – und dabei dazu aufrufen, lieber den Tod in Kauf zu nehmen als einen Ehrverlust –, sind dieselben Individuen als Christen durch das Beispiel Jesu zur Demut aufgefordert. Diese Spannung zu überbrücken, stellt nicht nur die Individuen auf eine harte Probe, sondern die ganze Gesellschaft. Auf die resultierende Ambivalenz fokussiert der erste Teil des Bandes, der zunächst die Besonderheit des mittelalterlichen Normensystems im Vergleich zu den antiken (besser wohl den »vorchristlichen«) Wertungen unterstreicht (S. 24–28), denen die Demut als Tugend unbekannt war. Mit Ruth Benedicts Werk zur Kultur Japans schlägt Zink vor, die Unterscheidung zwischen »shame culture« und »guilt culture« zu nutzen, um den Kontrast zwischen Antike und europäischem Mittelalter zu fassen. Anhand reicher Beispiele, die vom Troubadour-Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien bis zu Jean Froissarts breit angelegter Chronik reichen, illustriert er sodann die zahlreichen Spannungspotenziale, die das polare Paar Demut und Demütigung in der hoch- und spätmittelalterlichen Adelskultur und ihren Momenten ostentativer Öffentlichkeit produzieren konnte. Auch wenn sich mit dem Christentum die Demut als Tugend etablierte, so ist doch weiterhin ein stetes Oszillieren zwischen wahrer und vollkommener Demut einerseits und letzten Reflexen des Stolzes andererseits zu beobachten. Schließlich eröffnet ja bereits der demütigende Tod des Gottessohns am Kreuz in einer dialektischen Bewegung den Weg zur glorreichen Erhöhung, wie Zink mit Verweis auf den Apostel Paulus unterstreicht (S. 39f.). Insgesamt aber machte die christliche Lehre die Demut zur Aufgabe, der sich – nicht zuletzt im Sakrament der Beichte – der Gläubige zu unterziehen hatte (S. 58–66). Gewissermaßen als Blütenleser durchschreitet Zink entsprechend die breite Tradition von Petrus Cantor über Bernhard von Clairvaux



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zu Thomas von Aquin, wobei Franz von Assisi natürlich ein besonders prominenter Platz zukommt (S. 76–84).

Auf diesen stärker systematisch ausgerichteten Durchgang anhand der Begriffe »Demütigung« und »Demut« (*humiliation, humilité*) folgt ein umfangreicherer zweiter Teil zu den »Gedemütigten« (*humiliés*). Diese findet Zink vorrangig in literarischen Texten und fokussiert dabei auf drei Figurenkomplexe: den Narren (eine unzureichende Übersetzung für den schillernden Begriff des fou), den Armen, Kranken und/oder Alten sowie den liebenden Ritter. Einfühlsam und auf breiter Materialbasis lässt der Autor die französischsprachige Literatur des späten Mittelalters Revue passieren und arbeitet die einschlägigen Momente heraus. Dabei wird rasch klar, dass die genannten Kategorien bestenfalls heuristisch zu unterscheiden sind, begegnen doch immer wieder berühmte und eindrucksvolle Grenzgänger: Als fou sind eben nicht nur tumbe Randfiguren auszumachen, wie der aggressiv-einfältige Sohn in Adam de la Halles »Jeu de la Feuillée« (S. 124–129), sondern auch der liebende Tristan kann eine entsprechende Rolle annehmen (S. 94–98), von Lancelot oder Yvain ganz zu schweigen. Ausführlich präsentiert Zink auch die Geschichte von »Amadas et Ydoine« (S. 103–111), die ebenfalls die Nähe von Liebe und Wahn inszeniert.

Als Leitmotiv kommt hier ein Grundgedanke hinzu, den Zink wiederholt unterstreicht: Die Demütigung liegt im Blick der anderen (S. 110) und ist auf diese Weise als Akt eines Exhibitionismus zu fassen. Dies gilt auch für die Armen, Kranken und Alten, die bereits im höfischen Roman begegnen, die Zink aber vor allem anhand selbstreflexiver Dichtungen vorführt: Damit geraten u. a. Jean Bodel und Baude Fastoul in den Blick (S. 146–159), die ausführlich ihre Lepraerkrankung thematisieren und in der Form der Dichtung zugleich ihren Abschied aus der Gesellschaft inszenieren. Krankheit und Alter stellen zwar andere Schicksalsschläge dar als die rang- oder rollenbezogene Demütigung im sozialen Miteinander, wie sie etwa Ganelon im Rolandslied widerfährt (S. 192–199), aber der demütigende Effekt lässt sich immer wieder aufs Neue an die soziale Interaktion zurückbinden – hierin wird man dem Autor wohl ohne Weiteres zustimmen können. An anderen Stellen wird man dagegen skeptisch rückfragen: Ist wirklich die relative Unsicherheit des Hofpoeten, der gefallen muss, die »demütigendste Situation« überhaupt (S. 173), die »Essenz der Demütigung« (S. 177)? Hängt Demütigung stets mit dem Sexuellen zusammen (S. 208)? Und wie ist dieses eigentlich mit dem »Intimen« verbunden?

Gerade auf solch generelle oder superlativische Aussagen mag man zurückhaltend reagieren. Vor allem aber stellt sich nach vollbrachter Lektüre die Frage, wie der Durchgang durch die ausgewählten Momente der mittelalterlichen Literatur nun mit unserer Gegenwart zu verhängen ist? Der knappe Epilog (S. 211f.) argumentiert genealogisch: Zink zufolge verdankt die »westliche Zivilisation« (*civilisation occidentale*, also vielleicht das »Abendland«?) dem Mittelalter seine (wenngleich oft beschränkte) Fähigkeit, sich mit den Gedemütigten zu identifizieren. Diese Einschätzung wird man trefflich diskutieren können. Was mit dem Blick auf die mittelalterliche Literatur damit tatsächlich für unsere Gegenwart gewonnen ist – und darum sollte es bei einem solchen Aufschrei ja auch gehen – bleibt damit aber vorerst offen.



Herausgegeben vom Deutschen  
Historischen Institut Paris | publiée  
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous  
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)